

diejenigen, Strahl des Schimmels, Wertes ge sein kommt überausste, der Abem schon auf- feil richter, die Zeller allen Ge- scheidung des Heiligkeit?

m 27. No- ber welt- burg. Am Bernhard als Sänge auf diesem wurde er pe. Nach de an und te er es en, unter Besondere die er nach durch die ihm das Hietereburg erneuerten sel unter und sie er- der alten die Oper Wehülle, in Direktor n Zalent- ungleiche reude Jug- übernahm 1894 das wesen von igt. Erst n, Böllini, Zbeutels, poolitierung ngung der das erste imischen in Sommer ngegangen en.

iferin. n jüngsten zum Ge- Minatur- Mitte ein-

hängt als es herab. Stobuden dung und on einem unerscham, stelle die r reichen gelangten, Berlin ber- heit.



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897-1898. Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 78. Verleger: Ernst Schuber in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung) von St. Göttinger in Berlin, von M. M. — „Die Ganger- Reiter“, Roman von Gertraud Franke-Schneidlin (Fortsetzung). — „Gedach“, von Renard Zimmern. — „Ein neues Welt- Bild“, von M. Goll. — „Wie ein Schiff entfährt“, von Max Zahn. — „Schilfbau- September, I.“ — Martin Czik, zu ihrem vierundzwanzigjährigen Geburts-

tag, von V. Heibel. — „Verkehr vom Bädermarkt“, von R. zur Wehr. — „Marionetten“, von M. M. — „Die Freiheit“, von M. M. — „Die alten Hölzer“, von M. M. — „Die Ganger- Reiter“, von Gertraud Franke-Schneidlin (Fortsetzung). — „Gedach“, von Renard Zimmern. — „Ein neues Welt- Bild“, von M. Goll. — „Wie ein Schiff entfährt“, von Max Zahn. — „Schilfbau- September, I.“ — Martin Czik, zu ihrem vierundzwanzigjährigen Geburts-

tag, von V. Heibel. — „Verkehr vom Bädermarkt“, von R. zur Wehr. — „Marionetten“, von M. M. — „Die Freiheit“, von M. M. — „Die alten Hölzer“, von M. M. — „Die Ganger- Reiter“, von Gertraud Franke-Schneidlin (Fortsetzung). — „Gedach“, von Renard Zimmern. — „Ein neues Welt- Bild“, von M. Goll. — „Wie ein Schiff entfährt“, von Max Zahn. — „Schilfbau- September, I.“ — Martin Czik, zu ihrem vierundzwanzigjährigen Geburts-

Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.

Der Graf begnügte sich mit einer gemessenen Verbengung gegen den Musikdokter und zog, auf einer nebenstehenden Gaujense Platz nehmend, die gute Frau von Berchtesgaden ins Gespräch, von der er wußte, daß ihre Munterkeiten nie den Charakter „goldener Rücksichtslosigkeit“ annahm.

Brichowicz seinerseits war an dem aufgeschlappten Flügel stehen geblieben, ohne jede Spur von Berlegenheit, so daß ein Sichkammern um ihn eigentlich nicht nötig gewesen wäre. Trotzdem hielt es Czako für angezeigt, sich seiner anzunehmen und dabei die herkömmliche Frage zu thun, ob er, der Herr Dr. Brichowicz, sich schon in Berlin eingelebt habe?

„Hab' ich,“ sagte Brichowicz kurz. „Und beklagen es nicht, Ihr Welt unter uns aufgeschlagen zu haben?“ „Au contraire. Berlin eine schöne Stadt, eine sehr gute Stadt. Eine sehr gute Stadt pour moi en particulier et pour les étrangers en général. Eine sehr gute Stadt, weil es hat Musik und weil es hat Kritik.“ „Ich bin beglückt, Dr. Brichowicz, speziell aus Ihrem Munde so viel Gutes über unsre Stadt zu hören. Im allgemeinen ist die slavische, besonders die tschechische Welt...“ „O, die tschechische Welt. Vanitas vanitatum.“

„Es ist sehr selten, in nationalen Fragen einen so freien Drübersehen zu begegnen... Aber wenn es Ihnen recht ist, Dr. Brichowicz, wir stehen hier wie zwei Schildhalter neben diesem aufgeschlappten Klavier, — vielleicht daß wir uns setzen könnten. Gräfin Melusine lügt ohnehin schon nach uns aus.“ Und als Brichowicz seine Zustimmung zu diesem Vorschlage Czakos ausgedrückt hatte, schritten beide Herren vom Klavier her auf den Kamin zu, vor dem sich die Gräfin auf einem Fauteuil niedergelassen hatte. Neben ihr stand ein Marmorischchen, drauf sie den linken Arm stützte.

„Nun endlich, Herr von Czako. Vor allem aber rücken Sie Stühle heran. Ich sah die beiden Herren

in einem ansehnlichem intimen Gespräche. Wenn es sich um etwas handelte, dran ich teilnehmen darf, so gönnen Sie mir diesen Vorzug. Papa hat sich, wie Sie sehen, mit der Baronin engagiert, ich denke mir, über berechnete bairnische Eigentümlichkeiten, und Armgard denkt über ihr Spiel nach und all die falschen Griffe. Was müssen Sie gelitten haben, Brichowicz. Und nun noch einmal, Hauptmann Czako, worüber plauderten Sie?“

„Berlin.“ „Ein unerhöchliches Thema für die Medifance.“ „Worauf Dr. Brichowicz zu meinem Stammen verzichtete. Denken Sie sich, gnädigste Gräfin, er ischt alles loben zu wollen. Allerdings waren wir sehr bei Musik und Kritik. Ueber die Menschen noch kein Wort.“

„O, Brichowicz, das müssen Sie nachholen. Ein Fremder sieht mehr als ein Einheimischer. Wo frei weg und ohne Schen. Wie sind die Vornehmen? Wie sind die kleinen Leute?“

Brichowicz wiegte den Kopf hin und her, als ob er überlege, wie weit er in seiner Antwort gehen könne. Dann mit einem Male schien er einen Entschluß gefaßt zu haben und sagte: „Oberklasse gutt, Unterklasse sehr gutt; Mittelklasse nicht sehr gutt.“

„Kann ich zustimmen,“ lächelte Melusine. „Fehlen nur noch ein paar Details. Wie war es damit?“

„Mittelklasserberliner findet gutt, was er sagt, und findet schlecht, was sagt ein anderer.“

Czako, trotzdem er sich getroffen fühlte, nickte. „Wenn spricht ein anderer, fällt Mittelklasserberliner, auch wenn er nicht will, in Krampf. In verstockten Krampf oder in nicht verstockten Krampf. In verstocktem ist er ein Bild des Tammsers, in nicht verstocktem ist er ein Affront.“

„Graz, Brichowicz. Aber mehr. Ich bitte.“

„Berliner immer an der Tete; so wenigstens glaubt er. Berliner weiß alles, Berliner erfindet alles, Berliner entdeckt alles. Erst Borzig, dann Stephenson, erst Rudolf Dergow, dann Herzog Rudolf, erst Bieserfinkler Hildebrand, dann Papst Hildebrand.“

„Nicht geschmeichelt, aber ähnlich. Und nun, Brichowicz, noch eins, dann sind Sie wieder frei... Wie sind die Damen?“

„Ach, gnädigste Gräfin...“ „Nichts, nichts. Die Damen.“

„Die Damen, O, die Damen sehr gutt. Aber nicht spezifisch. Spezifisch in Berlin bloß die Madamm.“

„Da bin ich aber doch neugierig.“ „Spezifisch bloß die Madamm.“

Ich war in Petersburg und ich war in Moscoo. War auch in Budapest. Und war auch in Saloniki. Ah, Saloniki! Schöne Damen von Helikon und schöne Damen von Libanon. Aber keine Madamm. Madamm nirgendwo; Madamm bloß in Berlin.“

„Aber Brichowicz, es müssen doch schließlich Nehallichkeiten da sein. Eine Madamm ist doch immerhin auch eine Dame, wenigstens eine Art Dame. Schon das Wort spricht es aus.“

„Nein, gnädigste Gräfin; rien du tout. Dame! Dame denkt an ihren Galan oder an ihren Fuß oder an ein Parfum. Oder vielleicht auch an Divoçons. Aber Madamm denkt bloß



Bildbauer Professor Nikolaus Geiger, gest. 27. November 1897.

an Rife draußen und mitunter auch an Paul, der ihr Jüngster und ihr Betrauer ist und ein Hüpfel dazu. Und wenn sie zu Paul spricht, sagt sie: „Nott, dein Vater, das ist die Madamm. Einige sagen, sie stürbe aus, andre sagen, sie stürbe nie.“

„Wischowitz,“ sagte Melusine, „wie schade, daß die Baronin und Papa nicht zugehört haben, und daß unser Freund Stechlin, der solche Themata liebt, nicht hier ist. Uebrigens hatten wir heut ein Telegramm von ihm. Haben Sie vielleicht auch Nachricht, Herr Hauptmann?“

„Heute, gnädigste Gräfin. Und auch ein Telegramm. Ich hab' es mitgebracht, weil ich an die Möglichkeit dachte...“

„Bitte, lesen.“

Und Szako las: „London, Charing Groß-Hotel. Alles über Erwarten groß. Sieben unvergeßliche Tage. Richmond schön. Windsor schöner. Und die Nelsonsäule vor mir. Ihr v. St.“

Melusine lachte. „Das hat er uns auch telegraphiert.“

„Ich fand es wenig,“ hatterte Szako verlegen und als Doublette find' ich es noch weniger. Und ein Mann wie Stechlin, ein Mann in Wissen! Und jetzt sogar unter den Augen Ihrer Majestät von Großbritannien und Indien.“

„Alles stimmte zu. Nur der alte Graf wollte davon nichts wissen.“

„Was verlangt ihr? Es ist umgekehrt ein sehr gutes Telegramm, weil ein richtiges Telegramm; Richmond, Windsor, Nelsonsäule. Soll er etwa telegraphieren, daß er sich sehnt, uns wieder zu sehn? Und das wird er nicht einmal können, so riesig verwohnt er jetzt ist. Ihr werdet euch alle sehr zusammennehmen müssen. Auch du, Melusine.“

„Natürlich; ich am meisten.“

XXX.

Drei Tage später war Woldemar zurück und meldete sich für den nächsten Abend am Kronprinzener an. Er trat nur die beiden Damen, die, Melusine voran, kein Geht aus ihrer Freude machten.

„Papa läßt Ihnen kein Bedauern ausdrücken, Sie nicht gleich heute mitzubringen zu können. Er ist bei den Vertheilungsdiensten zur Spielpartie, bei der er natürlich nicht fehlen durfte. Das ist „Dienst“, weit strenger als der Jüdische. Wir haben Sie nun ganz allein, und das ist auch etwas Gutes. An Besuch ist kaum zu denken; Max war erst gestern auf eine kurze Visite hier, etwas feif und formell wie gewöhnlich, und mit Ihrem Freunde Szako haben wir letzten Sonntagabend eine Stunde verplaudern können. Wischowitz war an demselben Abend auch da; beide treffen sich jetzt öfter und vertrauen sich besser als ich bei Beginn der Bekanntschaft dachte. Wer also sollte noch kommen? ... Und nun sehen Sie sich, um Ihr Meisterrathorn über uns anzuschütten; — die Füllhörner, die jetzt Mode sind, sind meist Verdonkerten, und genau so was erwart' ich auch von Ihnen. Sie sollten mir in einem Briefe von den Engländerinnen schreiben. Aber wer darüber nicht schrieb, das waren Sie, wenn wir uns auch entschließen wollen, Ihr Telegramm für voll anzusehn.“ Und dabei lachte Melusine. „Vielleicht haben Sie uns in untrer Güte nicht kränken wollen. Aber offen Spiel ist immer das beste. Wovon Sie nicht geschrieben, davon müssen Sie jetzt sprechen. Wie war es drüben? Ich meine mit der Schönheit.“

„Ich habe nichts Einzelnes gesehen, was mich frappirt oder gar hingerrissen hätte.“

„Nichts Einzelnes. Soll das heißen, daß Sie dafür das Ganze beinahe bewundert haben, will also sagen, die weltliche Totalität?“

„Fast könnt' ich dem zustimmen. Ich erinnere mich, daß mir vor Jahr und Tag schon ein Freund einmal sagte, in der ganzen Welt fände man, Gott sei Dank, schöne Frauen, aber nur in England seien die Frauen überhaupt schön.“

„Und das haben Sie geglaubt?“

„Es liegt eigentlich schlimmer, gnädigste Gräfin. Ich hab' es nicht geglaubt; aber ich hab' es, meinem Nichtglauben zum Trost, nachträglich bestätigt gefunden.“

„Und Sie schauern nicht vor solcher Uebertreibung?“

„Ich kann es nicht, so sehr ich gerade hier eine Verpflichtung dazu fühle...“

„Keine Uebertreibungen.“

„Ich soll schauern vor einer Uebertreibung,“ fuhr Woldemar fort. „Aber Sie werden mir, Frau Gräfin, dies Schauern vielleicht erlassen, wenn ich Erklärungen abgegeben haben werde. Der Englandschwärmer, den ich da vorhin citirte, war ein Freund von angepöpsteten Sägen, und angepöpstete Säge darf man nie wörtlich nehmen. Und am wenigsten auf diesem diffiilen Gebiete. Nirgends in der Welt blühen Schönheiten, als müß' es nur so sein, wie die gelben Butterblumen übers Feld hin; wirkliche Schönheiten sind schließlich immer Seltenheiten. Wären sie nicht selten, so wären sie nicht schön, oder wir sänden es nicht, weil wir einen andern Maßstab hätten. All das steht fest. Aber es giebt doch Durchschnittsvorzüge, die den Typus des Ganzen bestimmen, und diesem Maße nicht geradezu frapperender, aber doch immer noch sehr gefälliger Durchschnittschönheit, dem bin ich drüben begegnet.“

„Ich laß' es mit dieser Einschränkung gelten, und Sie werden in Papa, mit dem wir oft darüber streiten, einen Anwalt für Ihre Meinung finden. Durchschnittsvorzüge. Zugegeben. Aber was sich darin auspricht, das beinahe Unpersönliche, das Typische...“

Melusine schrak in diesem Augenblick leise zusammen, weil sie draußen die Klingel gehört zu haben glaubte. Wirklich, Jeterich trat ein und meldete: Professor Gujaciuc. „Im Gottes willen,“ entfuhr es der Gräfin, und die kleine Pause demgegen, die noch blieb, klüßerte sie Woldemar zu: „Gujaciuc... Malerprofessor. Er wird über Kunst sprechen; bitte, widersprechen Sie ihm nicht, er gerät dabei so leicht in Feuer oder in mehr als das.“ Und kaum, daß Melusine so weit gekommen war, erschien auch schon Gujaciuc und schritt unter rather Verbengung gegen Aemgard auf die Gräfin zu, die hier die Hand zu fassen. Sie hatte sich inzwischen gesammelt und stellte vor: „Professor Gujaciuc, ... Rittmeister von Stechlin.“ Beide vernegten sich gegeneinander, Woldemar ruhig, Gujaciuc mit dem ihm eignen superioren Apositelenbrud, der, wenn auch ungewollt, immer was Provozierendes hatte. „Ein,“ so ließ er sich mit einer gewissen Monotonie vernehmen, „durch Gräfin Melusine ganz auf dem Laufenden. Awordnung, England, Windsor. Ich habe Sie benedict, Herr Rittmeister. Eine so schöne Reise.“

„Ja, das war sie, nur leider zu kurz, so daß ich intimere Dinge, beispielsweise der englischen Kunst, nicht das richtige Maß von Aufmerksamkeit widmen konnte.“

„Worüber Sie sich getrösten dürfen. Was ich persönlich an solcher Weise jedem beneiden möchte, das sind ausschließlich die großen Gesamteindrücke, der Hof und die Lords, die die Geschichte des Landes bedeuten.“

„All das war auch mir die Hauptsache, muß' es sein. Aber ich hätte mich dem oberachtet auch gern um künstlerisches gekümmert, speziell um Malerisches. So zum Beispiel um die Schule der Präraffaeliten.“

„Ein überwindener Standpunkt. Einige waren da, deren Auftreten auch hier (ich spreche von den Künstlern meiner Richtung) mit Aufmerksamkeit und selbst mit Achtung verfolgt wurde. So beispielsweise Millais...“

„Ah, der. Sehr wahr. Ich erinnere mich seines bedeutendsten Bildes, das leider nach Amerika hin verkauft wurde. Wenn ich nicht irre, zu einem enormen Preise.“

Gujaciuc nickte. „Mutmaßlich das vielgefeierte „Angelusbild“, was Ihnen voridreht, Herr Rittmeister, eine von Händlern heraufgepuffte Marktware, für die Sie glücklicherweise den englischen Millais, will also sagen den „a, i, s“ — Millais nicht verantwortlich machen dürfen. Der Millet, der für eine, wie Sie schon bemerkt, lächerlich hohe Summe nach Amerika hin verkauft wurde, war ein „e, t“ — Millet, Vollblutpariser oder wenigstens Franzose.“

Woldemar geriet über diese Verwöschung in eine kleine Verlegenheit, die Damen mit ihm, alles sehr zur Erbauung des Professors, dessen rasch wachsendes Ueberlegenheitsgefühl unter dem Eindruck dieses Janus immer neue Blüten übermüthiger Kamme trieb. „Im übrigen lieh' mir's verziehen,“ fuhr er fort, „wenn ich mein Urtheil über beide kurz dahin zusammenfasse: sie sind einander weit' und

die zwei großen westlichen Kulturvölker mögen sich darüber streiten, wer von ihnen am meisten genossenschaftlich wurde. Der französische Millet ist eine Null, ein Zwerg, neben dem der englische vergleichsweise zum Niesen anwächst. Wohlverstanden vergleichsweise. Trotzdem, wie mir gestattet sein mag zu wiederholen, war er zu Beginn seiner Laufbahn ein Gegenstand untrer hiesigen Aufmerksamkeit. Und mit Recht. Denn das Präraffaelitentum, als dessen Begründer und Vertreter ich ihn ansehe, trug damals einen Zukunftskern in sich; eine große Revolution schien sich anbahnen zu wollen, jene große Revolution, die Rückkehr heißt. Oder wenn Sie wollen „Reaktion“. Man hat vor solchen Wörtern nicht zu erschrecken. Wörter sind Kinderklappen.“

„Und dieser englische Millais, — den mit dem französischen verwechselt zu haben ich aufrichtig bedaure, — dieser „a, i, s“ — Millais, dieser große Reformler, ist, wenn ich Sie recht verhehe, sich selber untrer geworden.“

„Man wird dies sagen dürfen. Er und seine Schule verfielen in Excentricitäten. Die Kunst ging verloren, und das tragt sich auf jedem Gebiet. Was da neuerdings in der Welt zusammengesetzt wird, zumal in der schottischen und amerikanischen Schule, die sich jetzt auch bei uns drein zu machen sucht, das ist der Ueberhang einer an sich beachtenswerthen Richtung. Der Zug, der unter Mittelmaß gut und erfreulich fuhr, unter Doppelmaß (und das reicht noch nicht einmal aus) ist er entgleist; er liegt jetzt neben den Schienen und prustet und leucht. Und ein Jammer nur, daß seine Heizer nicht mit auf dem Plage geblieben sind. Das ist der Fluch der bösen That... ich verzichte darauf, in Gegenwart der Damen das Glatz zu Ende zu führen.“

Eine kleine Pause trat ein, bis Woldemar, der einfach, daß irgend was gesagt werden müße, sich zu der Bemerkung auftraute: „Von Neuren hab' ich eigentlich nur die Seefische kennen gelernt und dazu die Phantasma des Malers William Turner, natürlich künstig. Er hat die drei Männer im feurigen Dien' gemalt. Stupend. Etwas Großartiges schien mir aus seinen Schöpfungen zu sprechen, wenigstens in allem, was das Kolorit angeht.“

„Eine gewisse Großartigkeit,“ nahm Gujaciuc mit lächelnd überlegener Miene wieder das Wort, „ist ihm nicht abzusprechen. Aber aller Rahmstimm wächst sich leicht ins Großartige hinein und düpiert dann regelmäßig die Menge. Mandus vult decipi. Allen voraus in England. Es giebt nur ein Heil: Umkehr, Rückfuhr zur feischen Linie. Die Koloristen sind das Unglück in der Kunst. Einige wenige waren hervorragend, aber nicht parocque, sondern quoique. Noch heute wird es mir obliegen, in meinem Verein über eben dieses Thema zu sprechen. Gewiß unter Widerpruch, vielleicht auch unter Lärm und Gepolter; denn mit den richtigen Linien in der Kunst sind auch die richtigen Formen in der Gesellschaft verloren gegangen. Aber viel feind', viel Ehr', und jede Stelle verlangt heutzutage ihren Mann von Wornis, ihren Luther. Hier stehe ich.“

Am ehesten aber sind die patieremollenden Halben. Zwischen schön und häßlich ist nicht zu pastieren.“

„Und schön und häßlich,“ unterbrach hier Melusine, froh überhaupt unterbrechen zu können, „war auch die große Frage, die wir, als wir Sie begrüßen durften, eben unter Diskussion stellten. Herr von Stechlin sollte beistehen über die Schönheit der Engländerinnen. Und nun frag' ich Sie, Herr Professor, finden Sie sie so schön, wie einem hiesigen immer verfidert wird?“

„Ich spreche nicht gern über Engländerinnen,“ fuhr Gujaciuc fort. „Etwas von Idiokratie beherrscht mich da. Diese Tochter Albions, sie sungen so viel und musizieren so viel und malen so viel. Und haben eigentlich kein Talent.“

„Vielleicht. Aber davon dürfen Sie jetzt nicht sprechen. Bloß das eine: schön oder nicht schön?“

„Schön? Nun denn nein. Alles wirkt wie tot. Und was wie tot wirkt, wenn es nicht der Tod selbst ist, ist nicht schön. Im übrigen, ich sehe, daß ich nur noch zehn Minuten habe. Wie gerne wür' ich an einer Stelle geblieben, wo man so vielen Verstandnis und Entgegenkommen begegnet. Herr von Stechlin, ich erlaube mir, Ihnen morgen eine Habierung nach einem Bilde des richtigen englischen Millais zu schicken. Dragonerfacune.“

Galleisches Thor, — ich weiß, Nebemorgen laß ich die Mappe mit dem Bilde wieder abholen. Name: Sir Jüntrbras, Wertwürdige Schöpfung. Schade, daß er, der Vater des Präraffaekientums, dabei nicht ausbleibt. Aber nicht zu verwundern. Nichts hält jetzt aus, und mit nächstem werden wir die Verächtigungen nach Tagen zählen. Tisjan entzückte noch mit Hundert: wer jetzt fünf Jahre gemalt hat, ist alles Gifen. Gnädigste Gräfin, Comtesse Armgard... Darf ich bitten, mich meinem Gönner, Ihrem Herrn Vater, dem Grafen, gelegentlichst empfehlen zu wollen."

Woldemar, die Honneurs des Hauses machend, was er bei seiner intimen Stellung durfte, hatte den Professor bis auf den Korridor geleitet und ihn hier den Künstlermangel umgeben, den er, in unverändertem Schritt, seit seinen Montagen trug. Es war ein Admantel. Dazu ein Kalabreter von Seidenfils.

"Er ist doch auf seine Weise nicht übel," sagte Woldemar, als er bei den Damen wieder eintrat. "An einem starken Selbstbewußtsein, dran er wohl leidet, darf man heutzutage nicht Anstoß nehmen, vorausgesetzt, daß die Thatosagen es einigermaßen rechtfertigen."

"Ein hartes Selbstbewußtsein ist nie gerechtfertigt," sagte Armgard, "Bismarck vielleicht ausgenommen. Das heißt also in jedem Jahrhundert einer."

"Bonach Gajacius gütigstenfalls der zweite wäre," lachte Woldemar. "Wie steht es eigentlich mit ihm? Ich habe nie von ihm gehört, was aber nicht viel belagen will, namentlich nachdem ich Willas und Millet glücklich verwechselt habe. Nun geht alles so in einem Hin. Ist er ein Mann, den ich eigentlich kennen müßte?"

"Das hängt ganz davon ab," sagte Melusine, "wie Sie sich einschätzen. Haben Sie den Ghrzeti, nicht bloß den eigentlichen alten Giotto von Florenz zu kennen, sondern auch all die Giotto's, die neuerdings in Sthelbin von Mittergut zu Mittergut ziehn, um für Kunst und Christentum ein übriges zu leisten, so müßten Sie Gajacius freilich kennen. Er hat da die große Piefierung; ist übrigens lange nicht der Sälminste. Selbst seine Gegner, und er hat deren ein gerüttelt und geschüttelt Maß, gestehen ihm ein häßliches Talent zu, nur verdirbt er alles durch seinen Dünkel. Und so hat er denn seine Freunde, trotzdem er bekändig von Nüchtungsgegnossen spricht und auch heute wieder sprach. Gerade diese Nüchtungsgegnossen aber hat er aufs entsetzliche gegen sich, was übrigens nicht bloß an ihm, sondern auch an den Gegnossen liegt. Gerade die, die dasselbe Ziel verfolgen, bekämpfen sich immer am heftigsten untereinander, vor allem auf christlichem Gebiet, auch wenn es sich bloß um christliche Kunst handelt. Zu des Professors Lieblingswendungen zählt die, daß er in der Tradition fehle, was ihm indessen nur Spott und Äpfelzuden einträgt. Einer seiner Nüchtungsgegnossen, als ob er sich persönlich darüber hätte verantwortlich machen wollen, fragte mich erst neulich voll ironischer Teilnahme: 'Steht denn Ihr Gajacius immer noch in der Tradition?' Und als ich ihm antwortete: 'Sie spötteln darüber, hat er denn aber keine?' bemerkte dieser Spezialkollege: 'Gewiß hat er eine Tradition, und das ist seine eigne. Seit fünfundsiebzig Jahren malt er immer denselben Christus und bereit als Kunst, aber fast auch schon als Kirchen-Fanatiker, die ihm unterstellten Provinzen, so daß man betreffs seiner beinahe sagen kann: 'Es predigt sein Christus allerorten, ist aber drum nicht schöner geworden.'"

"Melusine, du darfst so nicht weiter sprechen," unterbrach hier Armgard, dann wie zur Entschuldigung ihrer selbst hinzusetzend: "Sie wissen, Herr von Stedlin, wie's hier steht, und daß ich meine ältere Schwester, die mich erzogen hat, hoffentlich gut, jetzt nachträglich mitunter meinerseits erziehen muß." Dabei reichte sie Melusine die Hand. "Oben erst ist er fort, der arme Professor, und jetzt schon so schlechte Nachrede. Welchen Trost soll sich unter Freund Stedlin daraus schöpfen? Er wird denken: heute dir, morgen mir."

"Du sollst in allem recht haben, Armgard, nur nicht in diesem letzten. Schließlich weiß doch jeder, was er gilt, ob er geliebt wird oder nicht, vorausgesetzt,

daß er ein Gentleman und nicht ein Gigerl ist. Aber Gentleman. Da hab' ich wieder die Einbafese-Ose für England. Das Schönheitskapitel ist erledigt, war ohnehin nur Caprice. Von all dem andern aber, das schließlich doch wichtiger ist, wissen wir noch immer so gut wie gar nichts. Wie war es im Tower? Und hab' ich recht behalten mit Traitors Gate?"

"Nur in einem Punkt, Gräfin, in Ihrem Mißtrauen gegen meine Phantasie. Die versagte da total, wenn es nicht doch vielleicht an der Sache selbst, also an Traitors Gate, gelegen hat. Denn an einer andern Stelle kommt' ich mich meiner Phantasie beinahe berühren und am meisten da, wo, wie mir übrigens nur zu begrifflich, auch Sie mit so viel Vorliebe verweilt haben."

"Und welche Stelle war das?"

"Waltham-Abben."

"Waltham-Abben? Aber davon weiß ich ja gar nichts. Waltham-Abben kenn' ich nicht, kaum dem Namen nach."

"Und doch weiß ich bestimmt, daß mir Ihr Herr Papa gerade am Abend vor meiner Abreise sagte: das muß Melusine wissen; die weiß ja dort überall Bescheid und kennt, glaub' ich, Waltham-Abben besser, als Treptow oder Stralau."

"So bilden sich Renommées," lachte Melusine. "Der Papa hat das auf gut Glück hin gesagt, hat bloß ein beliebiges Beispiel herausgegriffen. Und nun diese Tragweite! Lassen wir das aber und sagen Sie mir lieber: was ist Waltham-Abben? Und wo liegt es?"

"Es liegt ganz in der Nähe von London und ist eine Nachmittagsfahrt, etwa wie wenn man das Mausoleum in Charlottenburg besucht oder das in der Potsdamer Friedenskiche."

"Hat es denn etwas von einem Mausoleum?"

"Ja und nein. Der Duffstein fehlt, aber die ganze Kirche kann als ein Denkmal gelten."

"Als ein Denkmal für wen?"

"Für König Harald."

"Für den, den Göttha Schwanenhals auf dem Schlachtfelde von Hastings suchte?"

"Für denselben."

"Ich habe während meiner Londoner Tage das Bild von Horace Vernet gesehen, das den Moment darstellt, wo die schöne Göl de Cygne zwischen den Toren umherirrte. Und ich erinnere mich auch, daß zwei Mönche neben ihr herhritten. Aber weiter weiß ich nichts. Und am wenigsten weiß ich, was daraus wurde."

"Was daraus wurde, — das ist eben der Schlusssatz des Dramas. Und dieser Schlusssatz heißt Waltham-Abben. Die Mönche, deren Sie sich erinnern, und die da neben Göttha herhritten, das waren Waltham-Abbenmönche, und als sie schließlich gefunden hatten, was sie suchten, legten sie den König auf dichtes Baumgewweig und trugen ihn den weiten Weg bis nach Waltham-Abben zurück. Und da begraben sie ihn."

"Und die Stätte, wo sie ihn begraben, die haben Sie besucht?"

"Nein, nicht sein Grab; das existiert nicht. Man weiß nur, daß man ihn dort überhaupt begrub, und als ich da, die Sonne ging eben unter, in einem uralten Lindengange stand, zwischen Grabsteinen links und rechts und das Abendläuten von der Kirche her begann, da war es mir, als käme wieder der Zug mit den Mönchen den Lindengang herauf, und ich sah Göttha und sah auch den König, trotzdem ihn die Zweige halb verdeckten. Und dabei (wenn auch eigentlich der Papa schuld ist und nicht Sie, Gräfin) gedacht' ich Ihrer in alter und neuer Taubartkeit."

"Und daß Sie mich besiegt haben. Aber das sage mir ich. Sie sagen es natürlich nicht, denn Sie sind nicht der Mann, sich eines Sieges zu rühmen, noch dazu über eine Frau. Waltham-Abben kenn' ich nun, und an Ihre Phantasie glaub' ich von heut an, trotzdem Sie mich mit Traitors Gate im Stiche gelassen. Daß Sie nebenher noch, und zwar Armgard zu Ehren, in Martins le Grand waren, dessen bin ich sicher und ebenso, daß Sie Papas einzige Forderung erfüllt und der Kapelle Heinrichs des Siebenten Ihren Besuch gemacht haben, diesem Wunderwert der Tubors. Welchen Eindruck hatten Sie von der Kapelle?"

"Den denkbar großartigsten. Ich weiß, daß man die herabhängenden Trichter, die sie Tronthen nennen, umhüben gefunden hat, aber ästhetische Vorurtheile existieren für mich nicht. Was auf mich wirkt, wirkt. Ich konnte mich nicht satt leben daran. Trotzdem, das Eigentliche war doch noch wieder ein andres und kam erst, als ich da zwischen den Sarkophagen der beiden feindlichen Königinnen stand. Ich wüßte nicht, daß etwas je so beweglich und eindringlich zu mir gepredigt hätte, wie gerade diese Stelle."

"Und was war es, was Sie da so bewegte?"

"Das Gefühl: zwischen diesen beiden Gegenständen pendelt die Weltgeschichte. Zunächst freilich scheinen wir da nur den Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus zu haben, aber weit darüber hinaus (weil nicht an Ort und Zeit gebunden) haben wir bei tiefergehender Betrachtung den Gegensatz von Leidenschaft und Berechnung, von Schönheit und Klugheit. Und das ist der Grund, warum das Interesse daran nicht ausstirbt. Es sind große Typen, diese feindlichen Königinnen."

Beide Schwestern schwiegen. Dann sagte Melusine, der daran lag, wieder ins Fettere hinüber zu lenken: "Und nun, Armgard, sage für wen von den beiden bist du?"

"Nicht für die eine und nicht für die andre. Nicht einmal für beide. Gewiß sind es Typen. Aber es giebt andre, die mir mehr bedeuten, und, um es kurz zu sagen, Elisabeth von Thüringen ist mir lieber als Elisabeth von England. Andern leben und der Armut das Brot geben — darin allein ruht das Glück. Ich möchte, daß ich da's erringen könnte. Aber man erringt sich nichts. Alles ist Gnade."

"Du bist ein Kind," sagte Melusine, während sie sich mühte, ihrer Bewegung Herr zu werden. "Du wirfst noch unter den Linden für Geld gezeigt werden. Auf der einen Seite die Mädchen von Dahomey, auf der andern du."

Stedlin ging. Armgard gab ihm das Geleit bis auf den Korridor. Es war eine Verlegenheit zwischen beiden, und Woldemar fühlte, daß er etwas sagen müsse. "Welche lebenswürdige Schwester Sie haben."

Armgard errödete. "Sie werden mich eifersüchtig machen."

"Wirklich, Comtesse?"

"Vielleicht... Gute Nacht."

Eine halbe Stunde später sah Melusine neben dem Bett der Schwester und beide plauderten noch. Aber Armgard war einsilbig, und Melusine bemerkte wohl, daß die Schwester etwas auf dem Herzen habe. "Was hast du, Armgard? Du bist so gestrent, so wie abweisend."

"Ich weiß es nicht. Aber ich glaube fast..."

"Nun was?"

"Ich glaube fast, ich bin verlobt."

XXVI.

Und was die jüngere Schwester der älteren zugeküßert hatte, das wurde wahr und schon wenige Tage nach diesem ersten Wiedersehen waren Armgard und Woldemar Verlobte. Der alte Graf sah einen Wunsch erfüllt, den er seit lange hegte, und Melusine küßte die Schwester mit einer Verzücktheit, als ob sie selber die Glückliche wäre."

"Du dünkst ihn mir doch?"

"Ach, meine liebe Armgard," sagte Melusine, "wenn du wüßtest! Ich habe nur die Freunde, du hast auch die Laß."

An demselben Abende noch, wo die Verlobung stattgefunden hatte, schrieb Woldemar nach Stedlin und nach Wug; der eine Brief war so wichtig, wie der andre, denn die Tante-Domina, deren Mißstimmung so gut wie gewiß war, mußte nach Möglichkeit persönlich gestimmt werden. Freilich blieb es fraglich, ob es glücken würde.

Zwei Tage später waren die Antwortbriefe da, von denen diesmal der Wuger Brief über den Stedliner siegte, was einfach daran lag, daß Woldemar von Wug her nur Ausstellungen, von Stedlin her nur Entzücken erwartet hatte. Das traf aber nun Weibes nicht zu. Was die Tante schrieb, war durchaus nicht so schlimm (sie beschränkte sich auf Wiederholung der schon mündlich von ihr ausgesprochenen Bedenken), und was der Alte schrieb, war

Gleich nach sieben trafen Woldegar und die Parbyschen Damen auf dem Granter Bahnhof ein und fanden Martin und den Stechlinischen Schlitten vor, letzterer insofern ein Prachtschlitten, als er ein richtiges Wägenfahrgestell hatte, während andererseits Gelände und Schneedecken und fast auch die Pferde mehr oder weniger zu wünschen übrig ließen. Aber Melusine sah nichts davon und Armgard noch weniger. Es war eine reizende Fahrt; die Luft stand, und am staubblauen Himmel oben blinkten die Sterne. So ging es zwischen den eingeschnittenen Feldern hin, und wenn ihre Stappen und Hufe hier und dort die herniederhängenden Zweige streiften, fielen die Blößen in ihren Schlitten. In den Dörfern war überall noch Leben, und das Anschlagen der Hunde, das vom nächsten Dorf her beantwortet wurde, klang über's Feld. Alle drei Schlittensassen waren glücklich, und ohne doch sie viel gesprochen hätten,bogen sie zuletzt, eine weite Kurve machend, in die Kastanienallee ein, die sie nun rasch, über Dorfplatz und Brücke fort, bis auf die Rampe von Schloß Stechlin führte. Dunkel und Einzelne fanden hier schon im Portal und waren den Damen beim Aussteigen behilflich. Beim Eintritt in den großen Fluß war für die, das erste, was sie sahen, ein mächtiger, von der Decke herabhängender Nisfelbusch; zugleich schlug die Treppenhahn, die mit ihrem Mann mit der Spitze wie verwundet und beinahe verdrücklich auf die fremden Gäste niederlag. Viele Lichter brannten, aber es wirkte trotzdem alles wie dunkel. Woldegar war ein wenig betrunken, Dunkel auch. Und nun wollte Armgard dem Alten die Hand küssen. Aber das gab diesem seinen Ton und seine gute Laune wieder. „Umgekehrt wird ein Schuh draus.“

„Und zuletzt ein Pantoffel,“ lachte Melusine.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Nikolaus Geigers Relief im Siebelsfeld der St. Hedwigskirche zu Berlin.

(Wieder die Abbildung Seite 204 und 205.)

In der Vollzeit des Schaffens ist am 27. November 1897 Professor Nikolaus Geiger habingerafft worden, bevor er sein jüngstes Werk, das Relief für das Siebelsfeld der St. Hedwigskirche in Berlin, am Orte seiner Bestimmung gesehen. Das Siebelsfeld dieses zur Zeit Friedrichs des Großen erbaute Gotteshauses zeigte bisher nur einige rohe Steinblöcke, die immerhin andeuteten, daß einmal der Plan zu einer Ausschmückung bestanden hat, aber erst in jüngerer Zeit wurden die nötigen Mittel aufgebracht, unter Benutzung der vorhandenen Blöcke ein Relief zu komponieren. Er wählte hierzu die Anbetung des Christuskindes durch die heiligen drei Könige. Auf den Rücken des Baldauchs Davids zu Bethlehem sitzt die jugendliche Mutter Maria, das Christuskind auf dem Schoße, von einer Engel umschwebt, die anbetend herniederzinkt. Über ihnen der Stern, der den Weisen den Weg zur Krippe weist. Zur Rechten kniet einer der Könige, um dem heiligen Kinde den Fuß zu küssen. Er erreicht in ihm den höchsten König und bringt ihm Gold zum Geschenk; die Krone hat er dem Kinde zu Füßen gelegt. Das Gesange drängt sich neugierig aus dem Hintergrunde hervor, Schätze herbeibringend und Platz lassend für den zweiten König, der, ein erwarthender Blick, mit mitleidig von Schmerz verzerrtem Ausdruck die Hände faltend, in Christus den Dulder zum Heile der sündigen Menschheit verehrt und Wunder zum Geschenk darbringt. Zur Linken tritt in orientalischer Gewandung der dritte König heran, der in Christus den Gott verehrt und Weihrauch spendet. Im Hintergrunde werden Kammern entladen und die Schätze herbeigekauft. Professor Nikolaus Geiger hat seine Aufgabe in geistiger Weise gelöst. Es ist ihm nicht nur gelungen, in unangenehmer Form der figurenreichen Darstellung gerecht zu werden, sondern auch eine glänzende dekorative Wirkung zu erzielen.

Nikolaus Geiger hatte erst am 6. November das achtundvierzigste Lebensjahr vollendet. Seine Heimat war Lausingen in Bayern. Die Akademie beehrte er in München, wo er zweimal den großen Preis errang. In seinen plastischen Werken liegt ein großer und moderner Zug. Er knüft unter andern die Kunderleier im Hies-Wandlerschen Hause zu Berlin, das Standbild der Arbeit für das Reichsanstaltgebäude, den Parbarossa für das Aufbausembau von Schwitz, die Gruppe „Begründung“, dazu viele Grabdenkmäler und Porträts. Der Berliner Akademie der Künste gehörte er seit 1893 als Mitglied an, bei der zweihundertjährigen Jubelfeier wurde er zum Professor ernannt. Auch als Maler hat der Berengener sich hervorgetan; von seinen Bildern sind besonders „Accord“ und „Die Säulen“ hervorzuheben, sowie die Ruppelmalerei der St. Hedwigskirche zu Berlin. 8. 21.

Die Jüngersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

Lotte erglühete noch tiefer, aber in ehrlicher, brennender Entrüstung. „O diese Gänse!“ rief sie, die kleine Hand im silbergrauen Handschuh schüttelnd. Sie kam gar nicht über seine boshafte Bemerkung fort. Er sah, wie sie mit sich kämpfte. Und plötzlich brach es aus ihr heraus: „Und mich wollen Sie mit solchen...! Nein, wie Sie mir das antun können!“

„Aber mein gnädiges Fräulein!“

„Als ob ich... als ob die Kunst nicht immer unschuldig, heilig wäre! Mein Gott, verstehen Sie doch! Ich meine, wenn's im Aktuaal nicht völlig einerteil ist, ob ein Mann oder eine Frau dafür... wer da nicht einfach ein Stück Natur sieht, genau so unschuldig und schön wie eine Landschaft, eine Blume... das Spiel der Klippen, die Formen... die tausend arten Plüchen und Modellierungen... Und wer sich dabei etwas anders denkt als: wie, ums Himmels willen, krieg' ich das raus...?“

Sie schüttelte langsam den Kopf und sah ihn an, als wäre sie an ihm irre geworden.

„Verzeihen Sie,“ meinte er, von ihrem Ernst getroffen, doch den ironischen Ton behaltend. „Sie stehen noch ziemlich allein mit Ihrer — vorurteilsgeladenen Anschauung. Die Mehrzahl der jungen Damen —“

„Damen!“ rief sie mit bligenden Augen. „Ich hab' Ihnen doch neulich schon gesagt, das paßt nicht auf mich. Wissen Sie, wie sie mich im Atelier genannt haben? Weil ich immer empört war, wenn ich als ‚Dame‘ behandelt wurde, mit allerlei beleidigenden Rücksichten und Galanterien — wie die Tierpuppen, nicht wie Menschen? Mädchen Bergbauer hieß ich. Nicht ‚Fräulein‘. Einfach ‚Mädchen‘. Und das hat Papa solchen Spah gemacht.“

„Ja, Ihr Papa! Sie wissen gar nicht, wie gut Sie's getroffen haben mit einem solchen Papa.“

„Ja, wenn ich hätte anzuwaschen sollen wie andre Mädchen! Was die eine nicht weiß, weiß die andre — und das Gestaltliche, die Vappalien, die Dummheiten — bloß um den Staat und die Liebhaber! In der vierten Klasse geht das Viebeln ja schon los, gerade weil's verboten ist, einen Jungen bloß anzugucken! Das war doch anders bei uns! Herrgott! Alles haben wir gemeinsam gehabt mit den Stuben. Sie wissen doch, ich habe zwei Brüder. Der eine gräbt jetzt Diamanten in Kimberley. Der andre segelt gerade mal zur Abwechslung nach Indien. Das haben sie beide vom Papa geerbt, das Reliefsieber. Na, und da haben wir immer das Haus voll Jugend gehabt, zusammen gelernt, zusammen gespielt — das war ein ewiger Betsier. O Gott, was hab' ich für eine glückliche Jugend gehabt!“

Hubert ließ ein Schauder über den Rücken, als er an seine eigne Jugend dachte. Charlotte bemerkte es.

„Sie nicht?“ fragte sie weich und teilnehmend.

„Ach, Fräulein Charlotte, mich fragen Sie nicht. Was brauchen Sie zu wissen von all dem Traurigen, Häßlichen —“

„O, denken Sie nicht, daß ich davon nichts weiß! Papa hat uns nicht etwa vorgekluntern, daß alles wunderschön sei auf der Welt. Nein, wo was Häßliches war, da hat er gesagt: ‚Schaut hin, das ist häßlich. Gefällt's euch etwa?‘ Nein, es gefiel uns nicht. Wir hatten einen Abtichen davor, weil er's uns nicht erst mit rofigen Schleiern verhieng. Deshalb können Sie ganz offen — es ist so manches in Ihren Gedichten, was ich nicht recht verhehe —“

Sie waren an der Gartentür angelangt. Hubert blieb stehen, zog den Hut und verabschiedete sich.

„O,“ rief Charlotte, „wollen Sie nicht mitkommen? Papa ist zu Hause. Er würde sich sehr freuen, mit Ihnen über Ihre Angelegenheiten zu sprechen.“

„Nein, gnädiges Fräulein, Sie sind sehr gütig... ich möchte Ihren Vater nicht weiter bemühen. Meine Empfehlungen.“ Sein Gesicht war bloß, ernst, abweisend.

Charlotte sah ihn überrascht, fast verlegt an.

„Sagen Sie mir um Gottes willen... was soll denn Papa denken?... Ihn nicht weiter bemühen... Hab' ich Sie vielleicht... war ich indistret?“

Und jetzt sah er in ihren stolzen Augen etwas Neues, Mähenbes: die Angst eines Menschen, der ein Teures verfallen sieht und es halten möchte mit allen Kräften. Unwillkürlich hatte sie die Hand ausgebreitet und die seine ergriffen.

Sie waren wie allein auf der Welt in dieser stillen Straße. Helle Mittagssonne lag auf den grünblauen Rosenflächen und schimmerte rötlich auf den fahlen Zweigen. Die ertien farbigen gelben und violetten Krokusblüten hatten ihre Kelche weit geöffnet. Schneeglöckchen sproßten in dichten Büscheln aus der schwarzen Erde. Die Sperlinge lärmten und zankten sich in Liebesangelegenheiten. Ueber den jartblauen Himmel streifte ein Taubencharakter, weischlängelnd, wenn die Sonne ihr Gefieder befehten.

Er drückte ihre Hand, daß es sie schmerzte. „Fräulein Charlotte,“ sagte er voll innerlichster Entschlossenheit und unheimlich bloß, „ich möchte mein Leben so offen vor Sie hinlegen, wie die meine Hand. Erlassen Sie mir's. Es hat keinen Sinn. Nur bitte ich Sie —“

„Was haben Sie?“ murrmete sie ganz betroffen.

Er schüttelte den Kopf. „Nur bitte ich Sie,“ wiederholte er, „vergessen Sie nicht, daß ich ein Mensch bin, der immer das Beste gewollt hat... und den seine ungehime Natur... und der Zustand jammervoller Verhältnisse... Herrgott! Da entschuldige ich mich wohl gar noch!... Und nun leben Sie wohl! Ich danke Ihnen... für Ihr gutes Gesicht... für Ihre warme Stimme... für alles, alles...“

Er blickte sich auf die Lippen, zog noch einmal den Hut und ging mit hastigen Schritten den Weg zurück, den sie eben zusammen gekommen waren.

Es war nicht Lottes Art, sich von irgend etwas unterkriegen zu lassen.

Kopf hoch! sagte sie sich auch jetzt. Sie richtete ihre schlante junge Gestalt höher auf und ging dem Hause zu. Es roch im Garten so herb und kräftig nach früherer Erde. Die Bienen summteten schon. In allen Zweigen krochete der Saft, und die Knospen redeten sich.

Sie sah das alles. Und sie mußte daran denken, wie vergnügt sie heut morgen zu ihrer ‚Venetianerin‘ gestimmt war. Aber trotz ihrer Jugend strekte schon ein gut Stück Weltweisheit in ihr. Auch gut! sagte sie sich. So geht's im Leben.

Am Fenster saß Tante Sophie. Sie hatte jedenfalls ihre Verabschiedung von Hubert Schwarz mit angehört und würde darüber reden. Wie peinlich! Doch es half nichts.

„Tantchen,“ sagte sie gleich beim Eintritt, „gibst's bald was? Ich möchte gleich wieder arbeiten.“

„Ja, arbeiten. Danach lehnte sie sich.“

„Noch ein Weilschen, Kind. Wir haben heut Besuch zu Tisch: Onkel Friedrich.“

Lotte seufzte und wollte in ihr Zimmer gehn. „Sag mal, Kind, war denn das nicht eben der Mensch, der Schwarz?“

„Ja, der war's.“ Lotte nahm sich zusammen. Nur ruhig bleiben!

„Charlotte, wir leben hier aber nicht in einem y-bekleibigen, unzivilisierten Lande.“

Trotzdem Lotte auf dergleichen gefascht war, bewegte sie nervös die Schultern.

„Weshalb?“

„Du hast genau sieben Minuten gebraucht, um dich zu verabschieden. Und du weißt, Volkows drüben halten sich längst auf über dein ‚freies Wesen‘.“

„Die alten Jungfern!“ rief Lotte verächtlich. „Ich meine Volkows. Ihn und sie,“ betonte die Tante nachdrücklich.

„Alle Jungfern!“ wiederholte Lotte energischer. „Er und sie! Altschinken! Tagediebe! Wenn sie sich des Morgens angezogen haben, sind sie mit ihrem Tagewerk fit und fertig.“ Und in leidenschaftlichem Protest warf Lotte die Tasche mit den Pinseln heftig auf den Tisch und zog mit einer unwilligen Gebärde den Mantel aus.

Frau von Neustedt, in ihren besten Absichten gekränkt und zurückgewiesen, machte ein entsprechendes Gesicht.

„Tante,“ sagte Lotte, „laß mich doch.“

Sie ging zu ihr heran und streich ihr über die gelbliche Wange. „Tantchen, ich bin nun mal so.“
„Kind, ich meine auch nur: nicht mit jedem.“
„Doch, Tante, wenn es ein ehrenhafter Mensch ist —“

„Das ist's ja gerade, Lotte. Jeder andre. Aber den hast du erst ein einziges Mal gesehn.“
„Ich kenn' ihn lange.“

Tante Sophie schwieg so beredt, als verschweige sie die unheimlichsten Dinge. Lotte aber bemerkte nichts. Sie sah durchs Fenster in den Garten mit einem großen, ernsten Blick.

„Sieh mal, Kind,“ fing Tante Sophie endlich diplomatisch an, „ich möchte dir ja deinen Dichter nicht verzeihen.“

„Nein, Tante, thu's nicht,“ sagte sie leise und bittend.

„Und es ist ja am Ende bloß Phantasterei bei dir. Dein Vater — wenn von deiner Erziehung die Rede war: ‚Ginigkeit, Klarheit, Verstand und Charakter bilden! Das Gefühl kurz halten, beschneiden!‘ Wenn man ihn so hörte, so war bei uns Frauen die Sache, seit die Welt besteht, verpöndelt worden. Sie fangen alles mit dem Gefühl an. Das hast du ihn ja selber oft genug sagen hören.“

Lotte nickte gedankenvoll.

„Und deshalb darfst du keine Padschick- und Liebesgeschichten lesen wie andre junge Mädchen. Bloß immer Sachen, die den Verstand bilden. Und um Gottes willen keine Lyrik, nichts Süßes. Bloß die Gedichte von dem Schwarz. Die machen eine Ausnahme. Weil sie eigentlich gar keine sind, noch meinen Geschmack wenigstens. Und weil sie eben das erste derartige für dich sind, so haben sie dir einen ungeheuren Eindruck gemacht. Und da bildest du dir natürlich ein, der Dichter müßte nun auch ein wahrer Idealmensch sein.“

„Tante,“ sagte Lotte genährt, „was soll denn das alles?“ Sie machte Miene, nach der Thür zu gehn.

„Noch einen Augenblick, mein Kind. Siehst du, so frag du bist — mit deinem Verstande bist du ja gut und gern dreißig und als Künstlerin vielleicht noch älter — aber was bei dir zurückgelieben ist, Lotchen, das Beste, was wir Frauen haben: das Herz, das ist bei dir noch so unreif wie bei einem vierzehnjährigen Mädchen. Und siehst du, deshalb den ich, du guckst dir dein ‚Ideal‘ erst mal ein bißchen genauer an. Es ist dir vielleicht im Augenblick unangenehm, wenn dein Held sich als ein sehr irdischer Mensch entpuppt — aber es ist lehrreich.“

Charlotte hatte mit wachsender Kuriosität zugehört. Sie war rot und blaß geworden. Jetzt atmete sie tief. „Nein, Tante,“ sagte sie fest, „laß es! Etwas Schlechtes erfare ich immer noch früh genug.“

Sie nahm ihre Sachen auf. „Ich muß die Pinzet noch waschen und mich zu Tisch ein bißchen zurecht machen. Es muß ja gleich Zeit sein.“

Die Jugend! dachte Frau von Menschel, ihr Kopfzettel nachdenklich. Da möchte man ihr nun eine Dummheit ersparen ... aber alle ihre Erfahrungen will sie selber machen.

Lotte stieg langsam die Treppe empor zu dem kleinen Reich der beiden Schwwestern.

In dem nach Süden gelegenen großen, luftigen Geseßzimmer hauste Aläre. Vor den Fenstern eine betauende Pracht blühender Pflanzen. Unmengen von Nippchen und Photographien — die besonders geliebter Freundin oder schöner Theaterhelden mit gemachten Blumen bekränzt. Wunderbar unpraktische und mühsame Handarbeiten, wie sie die Modestellungen bringen für Leute, die absolut nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen, hingen als Bilderrahmen, Wandteller, Wappen, Körbchen an den Wänden, lagen als Decken über Tisch, Stühlen, Sofa.

Die Sonne schien wie liebkosend über all den bunten, blühenden, blühenden Land. Ein Kanarienvogel schmetterte ein süßliches Frühlinglied. Auf dem langhaarigen Bärenfell streckte sich in teiliger Faulheit der weiße Seidenbois, an den Aläre, in Ermangelung eines würdigeren Gegenstandes, ihren ganzen Leberzuck von Härtlichkeit verschwendete. Er hob nur leise den Kopf, als Lotte an der offenen Thür vorüberging, und flüste kurz auf. Dann, nach

einem tiefen Seufzer, streckte er sich desto wohliger und ließ die Sonne auf sein Fellchen brennen.

In Lottes Zimmer herrschte ein anderer Geist. An dem breiten Fenster stand ihre Staffelei. Die Wände von oben bis unten mit Studien ohne Namen besetzt. Ein paar Büsten und Statuetten, ein Brustmann und eine Gliedergruppe zwischen den notwendigen Möbeln. Der Marmorkopf eines sterbenden Sklaven von Michelangelo — an dem sie sich nie satteln konnte — hatte den besten Platz erhalten, der Chaiselongue gegenüber, die neben dem kleinen vernickelten Ofen in einem gemütlichen Winkel stand. Hier, das mächtige Gipsbärenfell zu ihren Füßen, ein paar große, üppige Atlaskissen unter dem Kopf, ruhte sie aus, nach der Arbeit, wenn der Körper verlagert und der Geist gespannt ist zum Überfließen von der eigenen Fülle.

Wenn sie so in der Dämmerung, die Arme unterm Haupt gestreut, zur Decke starrte oder umherblühte an den Wänden — überall in ihren Bildern ein Stück Leben, ein Fortschritt, ein Wühligen, harter Kampf, Hoffnung und Zukunftstraum — dann war sie glücklich gewesen, so ganz für sich. Sie bräunete die Gesichtsheit, ihre eigne, ungehörte Gesellschaft. Die Welt draußen, die Menschen, die waren gewiß interessant. Das Wunderbarste aber war sie doch sich selbst. Sie bereitete sich selbst immer die allgerühmten Lieberaschungen und war eigentlich von Tag zu Tag neugierig darauf, was sie innerlich erleben würde.

Als sie jetzt wieder eintrat, mußte sie erst ein bestemmendes Gefühl überwinden. Es war etwas Fremdes in ihr, sie fühlte es deutlich hier in dieser vertrauten Umgebung.

Sie hing ihre Sachen auf und klingelte nach heißen Wasser. Dann begann sie sorgfältig und langsam ihre Pinzet zu reinigen. Das überließ sie nie dem Mädchen.

Einen Augenblick bedauerte sie's, daß sie die Tante nicht hätte hören wollen. Was mag sie meinen? Was mag er selber gemeint haben? Jemand etwas mußte da nicht in Ordnung sein. Von „jammervollen Verhältnissen“ hatte er gesprochen, von seiner „ungefährten Natur“ ... Aber dann hatte er gesagt: „Vergessen Sie nicht, ich bin ein Mensch ... ich habe das Beste gewollt —“

Nein! Sie wollte es nicht vergessen. Wer weiß, was ihm die fluchtbedingte Gesellschaft zum Vorwurf machte! Vielleicht hedte er in Schanden? Ach, sie wollte gar nichts hören. Wie viel wird zusammengesogen!

Er war ja ein edler Mensch, eine von den seltenen Naturen, die hart an sich arbeiten. Das sind die besten.

Sie nahm seine Gedichte und blätterte darin. Ja, sie wollte an ihn glauben.

Dann fing sie an, Toilette zu machen. Aber es war ja alles in Ordnung, bloß das Haar noch ein bißchen überreichen. Und dann noch einen Augenblick ruhen! Sie warf sich aufs Sofa. Eine plötzliche Verzagtbeit überkam sie, die Lust zu weinen. Aber sie verbiß es und dachte, dachte.

„Dein Herz ist zurückgelieben im Wachstum“, hatte die Tante gesagt. War denn das so?

Ja, sie war nicht wie die jungen Mädchen, die sie kannte. Die begeisterten sich für jeden hübschen, schmurbärtigen Kavalier und dachten fortwährend ans Heiraten. Sie hatte immer nur den Kameraden im Munde gelacht. Inwieweit hatte ihr noch kein einziger. Deshalb hatte sie sich auch nicht verliebt.

Leberhaupt — das wirkliche, reale Leben hatte sie bisher bloß so mit in den Kauf genommen. Es verstand sich von selbst, daß sie ab, trank, sich anleidete, wozierten ging und gelegentlich sich amüsierte. Aber das war ja alles so nebensächlich.

Wenn die Schneiderin ihr ein Kleid verpaßt hatte, eine schöne Fahrt verregnet oder sonst ein Malheur passiert war, was andre ganz aus dem Häuschen brachte — das nahm sie ganz philosophisch auf. Lieb aber vielleicht ein Modell sie im Stich, wollte ihr irgend etwas nicht glücken, so konnte sie weinen aus heller Verzweiflung.

O ja, sie hatte ihre Aufsetzungen, ihre Stürme, ihre Wunden, tausendmal tiefer als andre, in ihrem zweiten, ihrem eigentlichen Leben.

Deshalb mußte sie sich aber die schöne, heitere

Leichtigkeit und Freiheit des Gefühls erhalten. Wenn etwa ihr „Herz“ auch noch anfingem wollte zu rumoren — das fehlte noch!

Ein paar Tage lang nach Huberts Besuch hatte es sich derartige einfallen lassen. Aber sie hatte sich an eine Arbeit gemacht, vor der sie immer ein bißchen dange gewesen war, sehr viel knifflische Perspektive.

Und siehe da, als alle Schwierigkeiten überwunden waren, hatte sie ihre „olympische“ Ruhe wieder.

Das dachte sie, als sie die Treppe hinabstieg, beim Bäuten der Tischlade.

Nach dem Essen sah man im Zimmer des Konsuls beifammen. Bei Zigarre und Wokka plauderte sich's am gemütlichsten.

Tante Sophie strickte an einem bunten Stoffhawl von feinster Wolle — eine Arbeit, die trotz ihres Fleißes auf ein Jahr berechnet gewesen und jetzt beinah' vollendet war.

Aläre hatte eine zerliche Kleinigkeit vor, mit Goldfäden und loser Seide — ein Geburtstagsgeschenk für eine ihrer vielen Freundinnen.

Lotte that nichts. Sie that in Gesellschaft nie etwas; sie ruhete sich, sah und hörte. Die Hände ums Stule gefaltet, lauschte sie dem Gespräch anscheinend sehr aufmerksam. Man war es an ihr genöhnt, daß sie in ihrer lebhaften, keitern Art in die Unterhaltung eingriff. Denn fiel ihre Einflügigkeit ihrem Vater ein paar mal auf. „Siehst du etwas?“ fragte er. Aber sie lachte ihn aus.

Onkel Friedrich, ein fetter Verzghauer, war ein kleiner, hagerer Herr mit einem mächtigen Schädel. Er schien immer auf dem Statheber zu stehn und seine schoraccentuieren Neben auf weite Entfernungen zu berechnen. Er war die Würde und Feierlichkeit in Perion. Niemals hörte man ihn scherzen.

Aläre hatte ihn Onkel „Hebrigens“ getauft, weil er dies Füllwort besonders häufig anwendete. Sie war immer in Gefahr, ihm ins Gesicht zu lachen. Denn sein gemachtes Pathos und sein unerschütterliches Selbstbewußtsein schienen ihr neben dem natürlichen Wesen ihres Vaters zu brollig.

Hebrigens war sie sein Liebling, während Lotte gar nicht in sein System paßte. Er hielt ihre Erziehung für vollkommen verfehlt.

„Guter, ehrlicher Keil — aber Schenklappen,“ pflözte Verzghauer von ihm zu sagen.

Allerlei Gesprächstoffe waren schon in der friedlichen Stimmung abgehandelt worden, die den Menschen nach einem guten Mahle überkommt. Onkel Freig zündete sich eben die dritte Zigarre an und sog fast andachtsvoll das köstliche Aroma in die imponante Nase.

„Hebrigens,“ sagte er dabei in kurzen Abzügen, „übrigens hat mir Sophie zu meinem Erntannen mitgeteilt, daß du — respektive ihr — die Bekanntschaft dieses — ah — litteraten Schwarz gemacht hätst —“

Der Konsul zwirbelte an seinem Bart, um ein Lächeln zu verheden. „Na,“ meinte er gutmütig, „kannst für den Mann am Ende wohl 'ne andre Kobabel ausfindig machen.“

Der Professor nickte, langsam die nah zusammenstehenden Augen schlüßend und wieder öffnend. „Ginerlei. Lassen wir übrigens die Frage — die nicht gerade wesentlich ist — ah — offen.“

„Jawohl, lassen wir sie offen,“ brummte Verzghauer voll Humor. Er warf unwillkürlich einen Blick auf Lotte, seine Gesinnungsgenossin. Aber sie achtete nicht auf ihn. Bläß, unruhig, voll Spannung sah sie zu Onkel Freig hinüber.

„Hubert Schwarz ist unser Freund,“ fuhr der Konsul nachdrücklich fort.

„Freund?“ wiederholte der Professor, die buschigen Augenbrauen unwillig in die Höhe ziehend. „Ich meine, Freund darf man mit vollem Recht nur jemand nennen, mit dem man sich wenigstens in den Grundanschauungen des Lebens völlig eins weiß.“

„Na also! Stimmt ja. Kennst ja mein Credo: christliches Streben, autonome Gesinnung. Alles andre Quark.“

„Du — ich weiß ja allerdings, daß du sehr frei denkst — politisch sowohl wie in Rücksicht auf die Moral —“



Photographico-Verlag der Photographischen Anstalt in München.

Die fünf Sinne: I. Gehört. Nach dem Gemälde von Julius Adam.



Westeisbahn bei Charlottenburg. Originalzeichnung von Werner Zehme.

„Na ja. Aber was hat das mit dem Hubertus zu schaffen?“

Märe bemerkte, daß ihr die Seide ausgegangen sei. Sie ging hinaus, um neue zu holen. Draußen auf der Treppe trillerte sie wie eine Lerche, die der Gefangenhaft glücklich entflücht ist.

„Gott sei Dank!“ sagte Tante Sophie und hob die Augen gen Himmel. „Das war nichts für das Kind.“

„Zum Studium, was habt ihr denn?“ fragte Bergbauer mißtrauisch. „Was soll die ganze feierliche Rede?“

„Ich habe die Dinge von dem jungen Herrn mitzutheilen.“ Der Professor warf einen Blick auf Votte.

„Wollt ihr etwa die Lolo auch 'rausführen? Lolo, bist du feig?“

„Nein, Papa,“ sagte Votte ruhig. Aber er bemerkte, daß ein nervöses Zittern ihren Körper durchzog.

So blieb es ihr also doch nicht erspart. Auf Tante Sophies Gesicht lag die innigste Gemüthsstimmung, daß Votten endlich die Augen geöffnet werden sollten über „ihren Dichter“. Das gab dieser die Kraft, ruhig auf ihrem Platz zu bleiben, obgleich sie am liebsten davonangelassen wäre.

„Ihr kennt die ‚Waise,‘“ sagte der Professor feierlich, „die Geschichte eines sündigen Paares, das seinen Fehltritt durch eine Heirat kurz vor Thoreschlus noch zu vertuschen sucht, — aber — aber — die beleidigte Ehre! Sie rächt sich furchterlich an ihnen. So oft sie auch versuchen, sich wieder unter die anständigen Leute zu mischen — es gelingt ihnen nicht. Der Hief ist nicht anzulischen. Und so bleibt ihnen nichts als — der Tod.“

„Ja,“ murmelte Bergbauer, „so machen wir's! Wenn ein's ausgeglitten ist und sich im Staube wälzt und nicht wieder empor kann ohne eine reine helfende Hand — wir lassen ihn liegen. Vielleicht stoßen wir ihn noch mit einem Fußtrett zur Seite, wenn er uns im Wege liegt. Das ist unsere vielgerühmte Sittlichkeit.“

„Das Stück,“ sagte der Professor mit erhobener Stimme, „ist eine Art Weichte.“

„Was? Er hat doch nicht irgendwo eine Frau sitzen, der Schwarz?“

„So weit geht die Aehnlichkeit allerdings nicht. Aber bis zu einem gewissen Punkt, — es ist auch Nachwuchs da.“

Bergbauer blieb ganz ruhig. „Hab' mir längst so was gedacht. Das Pathos in dem Stück! Die wilde Empörung — das ist erlebt, das faugt sich einer nicht aus den Fingern. Wer ist denn die Person?“

Der Professor wurde ganz eifrig. „Ja, das schlimmste ist: sie hat in der Marienstraße einen kleinen Papierkram — dicht neben der Seibischen höheren Mädchenschule. Unsere Kinder, die herannahenden jungen Mädchen aus den besten Familien kaufen von diesem — ah — Frauenzimmer. Unterrichten also ein solches Geschöpf auf Kosten unserer anständigen Frauen und Mädchen.“

Bergbauer lächelte grimmig. Er murmelte etwas, das wie „o sancta simplicitas“ klang.

„Aber ich kenne meine Pflicht,“ rief der Professor unerjährt fort. „Ich werde nicht verfehlen, Herrn Direktor Selbst, der mir befreundet ist, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen.“

In Bergbauers breiter Brust arbeitete es, als wollte ein Sturm losbrechen. Er ruckte ein paar mal vom Stuhle auf, blieb aber ruhig sitzen und brachte es nach einiger Zeit fertig, zu lächeln. „Na, entschuldige, Professor, da hätt' ich mir bald 'ne Grobheit zu schulden kommen lassen. Sieh mal, sein jänd' ist's nicht, wenn du das Weib, das für sein Kind arbeitet, um sein Brot bringen wolltest. Aber — thu's, wenn dir's dein Sittengesetz befehlt. Ich hab' mich in meinem langen Leben schon an alle möglichen sittlichen Forderungen gewöhnen müssen. Kurios, die Leute . . . Also gut. Du hast mir die Geschichte gewiß in bester Absicht beigebracht?“

„Lieber Wilhelm — deine Tochter!“ sagte der Professor tief durchdrungen.

„Ganz meine Meinung,“ fügte Tante Sophie mit eiserner Ruhe hinzu. „Ich würde nicht den Mut haben, einem Manne mit diesen moralischen Qualitäten fernermhin mein Haus —“

„Lolo!“ rief Bergbauer, den Arm um die Schulter seiner Tochter schlingend, „sag du unsern guten Leuten, daß sie unnütze Bedenken machen! Was, so ein Stück! Ein ganzer Kerl voll Kraft und Mark! Schand' und Sünde wär's, ihn laufen zu lassen, weil er mal eine — na! — Unregelmäßigkeit —“

Aber Votte richtete sich heftig aus seinen Armen auf. Jetzt glühte ihr ganzes Gesicht. Ihre Augen waren weit geöffnet in Qual, Stolz, Scham und jungfräulicher Abwehr. „Nein, Papa, laß ihn nicht wiederkommen!“ sagte sie hart.

Bergbauer sah sie voll tiefster Bestürzung an. „Aber Mädel! Ist denn das mein Mädel? Groß sein, Kind! Dem Gestrauchelten aufhelfen. Kannst du's nicht?“

„Nein!“ sagte Charlotte leise, aber unerjährtlich. Die Tante strich ihr sanft übers Haar. „Votthens weiblicher Tath,“ sagte sie, „hat entschieden.“

Der Professor lächelte zufrieden. „Die Majorität, lieber Wilhelm! Die Majorität erdrückt dich!“

Er verabshiedete sich und ging mit den Schritten eines Siegers hinaus. Tante Sophie begleitete ihn. Bergbauer sah sich schmerzvoll enttäuscht auf seine Tochter und schüttelte langsam den Kopf.

Da blickte Votte, die still und feinem dagehanden hatte, zu ihm auf, so verwirrt, arm, betrogen, so beraubt und glücklich, daß er sie in überwallendem Mitleiden an seine Brust drückte. „Mein armes Kind!“ murmelte er.

Es war im Hochsommer um die Mitte des Augusts.

In Huberts niedrigem Zimmer, das dicht unterm Dache lag, brütete eine wahrhaft tropische Hitze. Die Wände, die Dede, der Fußboden, alles schien in diesem mit Menschen vollgepumpten Hause Glut auszustrahlen. Das Fenster war geöffnet. Aber was von draußen hereinkam aus der engen Gasse, war weder Frische noch Bewegung. In schwülen Stößen, staubig, dünn, fuhr es manchmal über den Schreibtisch hin und wühlte in dem Durcheinander, das dort herrschte, oder strich über das aus Kästen und Schränken heraussgerissene bewegliche Eigentum Huberts.

Ein paar beschreibene Koffer standen schon halb gefällt. Hubert hatte die Zoppe abgeworfen und „schütete“ in Hemdärmeln wie ein Handwerker. Das Baden war ihm eine saure Arbeit.

Er war trotz der körperlichen Bewegung, trotz des Schweißes, der ihm von der Stirn perlte, fahl von Farbe. Das dunkle Haar flechte in schweren Strähnen zusammen und hing ihm schlängelt bis über die Brauen. Er sah schlecht aus, herabgekommen, wenigstens körperlich — aber wie einer, der zu allem fähig ist.

Aus dem Nachbarzimmer erscholl ein regelmäßiges Klopfen und Hämmern. Er hörte nicht darauf. Nur manchmal fiel es ihm auf. Dann segnete er den braven Schuster, der so fleißig seine Fildarbeit that. Der hatte ihn herausgeloßt aus der langen Leihgarnie, der er zuletzt verfallen war.

Schlimme Zeiten hatte er hinter sich.

Die Sommerhitze schien auch sein Gehirn auszudörren. Er hatte brach gelegen, wochen- und monatelang und in vergeblichen Anläufen seine Kraft zerplittert. Es war immer weiter dergah gegangen mit ihm. Aber er hatte es zwingen wollen und ausgehalten und immer von neuem versucht. Bis eines Morgens das „Klopf, Klopf“ nebenan erscholl.

Das war der Tropfen gewesen, der das randvolle Gefäß überlaufen ließ. Eine Scene mit seiner Wirtin, in der ihm der Stel vor diesem Weibe, vor diesen Verhältnissen bis an den Hals stieg — und — der große Entschluß war geboren. Hubert Schwarz brach mit allem, was nicht sein „Talent“ war.

Er ging fort.

Das hübsche Wäsche war bald untergebracht, die Bücher auch. Jetzt war er über den Inhalt des Schreibfisches gekommen, und nun wurde die Sache interessanter, bedenkllicher. Was steckte alles in dem großen altmodischen Möbel! Seine Entwürfe, ungeborene Werke . . . eine Fülle von Gedanken, Hoffnungen, von Bitterkeit und Enttäuschung. Ein Autodafé mitten im Sommer, bei dem der kleine Ofen, der im Winter so farg gehalten war, lustig knurrte und rauchte — Hubert Schwarz hatte die Spreu

vom Weizen geschieden mit wahrhaft drakonischer Härte gegen sich selbst.

Dann kamen die Briefe — meist Geschäftliches. Aber auch Bergbauers letzte Zeilen kamen ihm in die Hände. Trotz der drängenden Zeit nahm er doch das Schreiben aus dem Couvert und überließ es noch einmal. Und wieder traf ihn der väterlich herzliche Ton des Mannes.

Der Brief war im April verfaßt, kurz vor einer Reise, die der Konjul mit seinen beiden Töchtern zu unternehmen gedachte. Charlotte habe große Lust geäußert, noch eine Weile bei den Spaniern und Franzosen in die Schule zu gehn. Er selber, der die größte Freude an ihrem Eifer und an ihren Fortschritten habe, gönne ihr von Herzen eine Aufschüpfung und sich dazu. Leider sei es ihm nicht mehr möglich, da die Sache ein bißchen schnell gekommen, seinen jungen Freunde persönlich Lebewohl zu sagen. Er thäte es deshalb hierdurch und biete Hubert, wenn er irgend den Rat eines Freundes bedürfte, sich an ihn zu wenden, und so weiter.

Während Hubert den Brief langsam zusammenfaltete, überkam ihn mit frischer Gewalt das Gefühl, das ihn beim Empfang der Nachricht überfallen hatte. Eine Bitterkeit ohnegleichen. „Aha! Sie laufen davon! Die bequame und fashionabelste Art, unliebame Leute abzuschütteln, vorläufig gegebene Versprechungen und Freundschaftsversicherungen ungeschehen zu machen.“

Nun, er brauchte sie nicht. Er würde sie nie bemüht haben, diese vornehmen Leute. Warum hatte er sich auch eingebildet — selbst noch eine Weile nach der letzten Begegnung mit Charlotte! Er war ein Thor gewesen. Diese Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Er konnte ihnen noch dankbar sein, daß sie eine so schnelle Entscheidung herbeigeführt hatten.

Indem er den Brief in ein Päckchen einordnete, wurde draußen an der Klinke gerüttelt, und die unverhoffte Thür drückte so plötzlich auf, daß der Besucher auf einmal mitten im Zimmer stand. Jedenfalls zu seiner eignen größten Ueberraschung.

Es war Karl Wedekind, der ein sehr verlegenes Gesicht machte, dann aber laut zu lachen anfang und ungläubig den Kopf schüttelte.

„Immer noch bei offenen Thüren, Mensch?“

Nun aber forchte er von neuem, sah umher auf die Anordnung, die halbgepackten Koffer, die Blut im Ofen und laut fassungslos in den nächsten Stuhl.

„Was geht denn hier vor?“ fragte er nach einer Weile. Die vier Treppen hatten ihn atemlos gemacht. Die furchtbare Hitze farbte sein behagliches Gesicht so dunkelrot, daß es fast einen beängstigenden Eindrud machte.

„Ich wäre heut nachmittag noch zu dir gekommen, Kindlein,“ sagte Hubert kühl gelassen. „Abschieds-visitte. Ich reise morgen.“

„Na, Gott sei Dank, daß du dich mal herausreißt,“ rief Karl in seinem herzlichen Ton. Er sah Hubert lange aufmerksam an. „Wied' dir gut's, Hubertus. Sah's, weiß Gott, nötig.“

Ein küsteres Lächeln flog um Huberts Mund.

„Hast dich ja lange nicht blicken lassen.“

„Nein, wahrhaftig, 's sind, glaub' ich, drei Monate her,“ drunnte Karl, dessen Farbe jetzt ins Violette hinüberpielte. Er wirtschafete mit dem Taschentuche auf seinem Gesicht herum, tupfte, wischte, säfelte sich, als käme er gar nicht wieder zu sich vor Hitze. „Weißt du,“ rief er dabei abgebrochen hervor, „es macht sich jetzt nämlich. Sie kommen mir schon. Geschäft nimmt riesigen Aufschwung, haba, wie man so sagt. Na, ich hau' sie ja auch nicht übers Ohr als junger Anfänger. . . Gott ja, man giebt sich Mühe . . .“

„Ich weiß die Ehre auch gebührend zu schätzen.“

„Welche Ehre?“ Karl ließ die Hand mit dem Taschentuch ruhen und sah unbefangen auf.

„Derrgott, daß du dich zu mir bemüßt, vier Treppen hoch . . . und bei der infernalischen Hitze —“

(Fortsetzung folgt.)

S p r u c h .

Viel Sorgen hab' ich schweigend getragen, Viel Schmerzen hab' ich schweigend verdrat, Am schwersten aber trug ich die Sorgen, Die meine Sorgen andern gemacht.

Renard Zimmer.

Ein neues Verdi-Werk.

In der heutigen Kunstwelt steht die Erscheinung des italienischen Tonmeisters Giuseppe Verdi als eine in ihrer Art einzige da; als Vierunddritzigjähriger blüht der große Maestro in voller geistiger und körperlicher Frische auf einer Schaffenszeit von nahezu sechzig Jahren zurück, und man vermag kaum zu sagen, ob sie bereits ihren Abschluß gefunden hat. Beispiele einer ungewöhnlich langen, andauernden geistigen Thätigkeit haben uns in diesem Jahrhundert auch andre künstlerische Naturen dargeboten, wie die Dichter Victor Hugo und Goethe, aber bei keinem waren die sich folgenden Jahre, so wie bei Verdi, ein ununterbrochener Entwicklungs- und Fortschrittsprozess. Die Werke, die der italienische Tonmeister in seinem hohen Greisenalter geschaffen, haben die Welt mehr in Erstaunen gesetzt als alle vorhergehenden, und mit Recht; haben sie uns doch den Maister von einer Seite kennen gelehrt, die nur wenige bei ihm zu vermuthen vermochten, und die trotzdem in voller Entfaltung mit seinem ganzen Wesen fand.

Das Verdienst, dieses Verhältnis in voller Klarheit darzulegen, darf ein solchen erkennendes Werk des bekannten italienischen Musikkritikers Marceffe Gino Ronaldi für sich in Anspruch nehmen (Giuseppe Verdi und seine Werke, aus dem Italienischen überetzt von Ludwig Holthe. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Das Buch muß schon darum ein besonderes Interesse erwecken, weil es, von einem Italiener in italienischer Sprache geschrieben, zunächst in deutscher Ausgabe erscheint. Der Urheber desselben wußte sehr wohl, wie er damit bewachte, Verdis letzte Werke haben in Deutschland mehr Anklang gefunden als in ihrem Heimatlande, und rückschließend als man es hätte erwarten können, hat in ihnen Verdi sich zu der neuen, von Deutschland ausgehenden Richtung bekannt. Er, der nationale der italienischen Opernkomposition, der einst so vielgeehrte „Maestro der italienischen Revolution“, hat in seinem Alter sein Nebenbei getragen, den Schritt zu dem „melodischen“ zu dem „symphonischen“ Musikdrama zurückzulegen. Und doch würde es ein Fehler sein, wenn man ihn deshalb einer Intention gleich setzen oder ihm gar einen Absall von seinem künstlerischen Vaterlandsgelübde zur Last legen wollte. In gewisser Weise ist aber eben dieser Schritt wie überzeugender Beweis dafür, daß der Urheber des „Aboacoo“ bei allen Wandlungen, die er durchgemacht, stets sich selber treu und ein echter und unerschütterter Sohn seiner heimatlichen Erde geblieben ist. Einmal hat er, der Meister, der zwei Werke von so verchiedenem Charakter wie den „Trubadour“ und den „Falstaff“ geschaffen, nicht verstanden — sein Ohr und sein Auge dem unverwundlichen Walten der Zeit zu verschließen. Nachdem Rossini verstimmt und Bellini und Donizetti vor der Zeit von dem Schicksal dahingerafft waren, war das Ende dieses einst so glänzenden Geistes und die unbetrittene Vorherrlichkeit auf dem Gebiete der italienischen Musik dem jugendlichen Meister anheimgelassen, der seine Vaterlandsliebe mit der Oper „Aboacoo“ um San Bonifazio“ am 19. November 1839 an der Mailänder Scala begonnen hatte. Verdi war sich der leitenden Stellung bewußt, die ihm damit zugewiesen worden war, zugleich aber auch der Pflicht, die sie ihm auferlegt hatte. Italien durfte auf musikalischem Gebiete von keinem andern Lande überholt werden; das italienische Musikdrama hatte die Welt beherrscht, und diese Überlegenheit mußte ihm gemahrt bleiben, als sich allmählich in dem ganzen musikalischen Schaffen ein Wandel vollzog und das von Wagner geschaffene neue Musikdrama auch in Italien seinen hegemonialen Einzug gehalten hatte. Verdi, so sagt Ronaldi, hat niemals patriotischer gehandelt als damals, als er sich entschloß, der neuen Richtung entgegenzutreten, was das Erste übertrug, — er hätte alles getragen, nur nicht den Gedanken, daß in einer auf geistigen Fortschritt gerichteten Bewegung Italien nicht an der Spitze marschieren würde.

Von hohem Interesse sind in dem Ronaldischen Buche die sich auf Deutschland und die neuere deutsche Musik beziehenden Ausführungen. Die durch Zeitungsanzeigen noch vor dem Erscheinen des Werkes bekannt gewordene Parallele zwischen Verdi und Wagner ist mit Recht eine geistvolle und glänzende genannt worden. Wie bei Verdi, befindet sich bei seinem Freunde und Verehrer Ronaldi das Dutz mit dem Kopfe in einem gewissen Zwiespalt; während das Gefühl am Allen, Vergewaltigten und an bedingungsloser Herrschaft des melodischen Prinzips in der Kunst hängen bleiben möchte, vermag der Verstand sich der Thatsache nicht zu verschließen, daß ein Vorgehen von entgegengelegtem Standpunkte ein Musikdrama von bedingungsloser Wirklichkeit ins Leben gerufen habe. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht das von Ronaldi mitgeteilte persönliche Urteil Verdis über Wagner, das in seinen wenigen Worten vielleicht die beste Charakteristik des großen deutschen Meisters umschließt.

Einen eigentümlichen Reiz erhält das Buch Ronaldis durch die vielen mitgetheilten Verdischen Briefe, die uns den großen Komponisten namentlich von seiner gemüthlichen Seite zeigen und bei ihm eine humoristische Ader verrathen, deren man ihn kaum für fähig gehalten. Auch die eingehenden

Mittheilungen über die Bühnenkämpfe, die dem Tonmeister besonders in der Zeit seines Aufstrebens zum Siege verholfen, dürften freudig begrüßt werden; sie geben uns ein getreues Bild von der Blüthezeit der italienischen Opernbühne und der italienischen Gesangskunst. G. Hoff.

Wie ein Schiff entsteht.

von Max Hahn.

Schiffbau-Ingenieur.

Mit Abbildungen (S. 212 u. 213) von H. und O. Wähling.

I.

„Alti robur et aes triplex...“ sagt Horaz: „Eichenholz und dreifach Erz hat der uns keine Kunst geliebt, der zuerst ein Schiff den Wogen vertraute.“ Wenn der Dichter zu unsrer Zeit gelebt hätte, würde er sich wohl zu einer besseren Meinung haben belehren lassen, denn eine Secrete steht über das Weltmeer ist keineswegs eine so große Unannehmlichkeit, wie sie ihm erschien. Man kann auf unsern modernen Passagierschiffen, die wahrhaft schwimmende Paläste genannt werden dürfen, umgeben von aller Bequemlichkeit und dem Luxus und Komfort eines großen Hotels die Oceanreise von der alten nach der neuen Welt in kaum sechs Tagen machen, selbst wenn Wind und Wetter unangünstig sind. Dabei ist die Sicherheit eines modernen und mit allen Einrichtungen der heutigen Schiffbautechnik ausgestattet Schnell dampfers eine mindestens ebenso große, wie die eines Eichenholzes.

Freilich hat auch der menschliche Geist Jahrtausende gebraucht, um aus den gebrochlichen Fortschritten zur Zeit eines Horaz unsern modernen Schnellbau zu entwickeln, und erst untrübe allererstens Zeit, etwa den letzten fünfzig Jahren, war es vorbehalten, besonders dem deutschen Schiffbau zu einer früher nie gekannten Höhe zu bringen, so daß wir jetzt wohl im Hände sind, es mit allen Schiffahrt- und Schiffbautechnischen Nationen, die auf ihnen alten Ruhm folgen Engländer nicht ausgenommen, in Erbauen von schnellen und sicheren Kriegs- und Handelschiffen aufzunehmen.

In Kaiser Wilhelm II. befehlen der deutsche Schiffbau und die deutsche Schiffahrt einen mächtigen Beschützer, der seine sich ihm bietende Gelegenheit vorübergehen läßt, um ihnen seine Günst zu zeigen. Eine mächtige Kriegsmarine behält unsre über alle Meere verstreute Handelsflotte, die ihrerseits dazu beiträgt, deutsche Industrie und deutsche Arbeit im Ausland zur Geltung zu bringen. Deutsche Schiffe kreuzen in allen Meeren, und der „Norddeutsche Lloyd“ in Bremen sieht durch die Anzahl und Größe seiner Schiffe an der Spitze aller Schiffahrtbetreibenden Gesellschaften der Erde.

Aus kleinen Anfängen hat sich die internationale Schnell- dampferfahrt entwickelt. Im Jahre 1810 fuhr die ersten englischen transatlantischen Dampfschiffe die Straße von Bristol und Liverpool nach New York in fünfzig Tagen, sie liefen mitteln circa acht Seemeilen in der Stunde. Es waren kleinere Radddampfer von kaum 70 Meter Länge, schwerere Schiffe, mit den jetzigen Schnell dampfern an Geschwindigkeit, Sicherheit und Komfort überhaupt nicht vergleichbar. Dennoch bedeuteten diese ersten transatlantischen Dampfschiffe im Weltverkehr einen entscheidenden Fortschritt, da sie den völlig von Wänden abhängigen Segelschiffen durchaus an Leistungsfähigkeit überlegen waren.

Das erste transatlantische Nichtengländer hat ebenfalls der englische Schiffbau erzeugt. Es war dies der von dem genialen Scott Russell erbaute, viel genannte und viel geschmähte „Great Eastern“, ein Schiff von ungeheuren Dimensionen. Es hatte eine Länge von 27400 Meter und behag eine Wasserdrückung von 27400 Tonnen, dagegen indizierte seine Maschine nur 7650 Pferdekräfte und gab dem Schiff eine für damalige Verhältnisse immerhin recht respectable Geschwindigkeit von 14 1/2 Seemeilen die Stunde. Der Bau eines Dampfers von solchen Dimensionen eilte jedoch seiner Zeit bedeutend voraus, und bei dem damaligen, noch in den Kinderstube befindlichen transatlantischen Verkehr gelang es nicht, die Anzahl von 4000 Passagieren und 6000 Tonnen Ladung zusammenzubringen, wofür das Schiff berechnet war. Deshalb mußte es einen wirtschaftlichen Mißerfolg erleiden; die technische Bedeutung dieses Panzers steht jedoch unbestreitbar fest, besonders wenn man bedenkt, mit welchen primitiven Mitteln man damals arbeitete.

Die deutsche Schnell dampferfahrt beginnt erst mit dem Jahr 1881, in welchem der Norddeutsche Lloyd in Bremen mit dem Pan der „Elbe“ den Anfang machte. Die „Elbe“, ebenfalls in England gebaut, war der erste Schnell dampfer, der von keinem Oost die deutsche Flagge wehen ließ. Schon fünf Jahre später befiel die deutsche Handelsflotte mit dem, dem Norddeutschen Lloyd gehörigen Schnell dampfer „Elbe“, „Aler“, „Saale“, „Arve“ und „Lahn“ fünf Schiffe, die 16 Meilen und darüber in der Stunde zurücklegten, während die Engländer nur vier behielten. Seit dieser Zeit hat der Bau von Schnell dampfern fortwährend zugenommen. Die 1856 gegründete Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Affien-Gesellschaft baute 1889 bis 1891 die „Auguste Victoria“, „Columbia“,

„Normannia“ und „Kaiser Wilhelm“, vier ganz vorzügliche Oceanrisen, die den Fortschritt des Norddeutschen Lloyd durchaus nicht nachließen. Augenblicklich zählt die deutsche Handelsflotte fünfzehn Schnell dampfer, von denen dem Norddeutschen Lloyd elf und der Paketfahrt vier gehören. Der größte und schnellste deutsche Dampfer ist augenblicklich der auf der West des „Sultan“ bei Zettin für Rechnung des Norddeutschen Lloyd erbaute „Kaiser Wilhelm der Große“, in diesem Maße in Nr. 35 des vorigen und Nr. 1 des gegenwärtigen Jahrgangs dargestellt. Dieses kolossale Schiff, das mit allen Erzeugnissen der modernen Technik ausgestattet wurde, steht dem „Great Eastern“ an Größe wenig nach, übertrifft aber an Geschwindigkeit und prachtvoller Ausattung alles Frühere. Das Schiff hat eine Länge von 190 1/2 Meter, eine Breite von 20,10 Meter, eine Tiefe vom Sonnendeck bis zum Kiel von rund 20 Meter und einen Tiefgang im Wasser von rund 8 1/2 Meter. Es hat eine Tragfähigkeit von 5250 Tonnen; Maschinen von zusammen 27 000 Pferdekräften dienen dazu, das Schiff mit einer Geschwindigkeit von circa 22 Knoten, das heißt 5 1/2 deutsche Meilen in der Stunde, durch den Ocean zu jagen. Eine Kohlenlast von fast 100 000 Zentnern kann in seinen Kohlenböden verladen werden und wird gebraucht, um die zwölf fünf Meter hohen cylindrischen Ressel zu heizen.

Die Konstruktion und den Bau eines solchen modernen Oceanriesen wollen wir jetzt genauer betrachten. Unter allen höhern Kriegs- und Handelschiffen wurden ohne viel Streit durch Rechen und Konstruktionen erbaute. Wenn sich einmal herausstellte, daß etwas nicht recht wäre, so konnte man in Nothfälle mit der Art nachhelfen. Dies geht natürlich bei unsern modernen Stahlschiffen nicht. Für jedes zu erbauende Fahrzeug werden äußerst genaue Zeichnungen angefertigt, die nach wissenschaftlichen Prinzipien berechnet werden müssen. Der Schiffsbau ist eben ein auf Handwerk eine Wissenschaft geworden, welche an unsern technischen Hochschulen gelehrt wird.

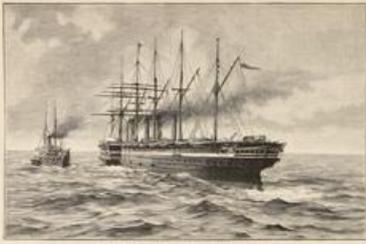
Von der guten Konstruktion eines großen überseeischen Schnell dampfers verlangt man folgende Haupteigenschaften: Schnelligkeit, Festigkeit und Sicherheit, Lufttauglichkeit, Stetigkeit und Wohnlichkeit.

Um eine bestimmte geforderte Geschwindigkeit bei gegebenen Dimensionen zu erzielen, braucht man vor allen Dingen eine Maschine mit einer genügenden Anzahl von Pferdekräften, die je nach der Form des Schiffes größer oder kleiner sein kann. Ein plumpes Schiff wird natürlich eine stärkere Maschine nötig haben, um dieselbe Geschwindigkeit zu erreichen wie ein schmales schlanke, weil der Widerstand des Wassers bei diesem leichter überwinden wird, wie bei jenem. Es mag hier genügen, daß man in Bezug auf die „Nützlichkeit“ eines Schiffes von ganz bestimmten Normen ausgeht, die für einen bestimmten Zweck haben. Zunächst muß ich noch, daß man jetzt bei allen Schnell fahrenden Schiffen möglichst harte Venten im Vorder- und besonders im Hintertheil wählt, da sich durch Ver- suche herausgestellt hat, daß selbst die stärkste Maschine nicht im Hände ist, die Schnelligkeit eines vollen Schiffes bedeutend zu vergrößern; man würde durch eine stärkere Maschinenleistung euklich nur erreichen, daß das Schiff Verge von Wellen vor seinem Bug herwallen würde, die Geschwindigkeit würde dagegen nicht mehr wachsen. So weisen unsre modernen Schnell dampfer, schnellen Kreuzer und Torpedobootsere frühere Konstruktionen eine kolossale Stärke der Venten auf. Man erreicht durch diese zwar eine bedeutende Schnelligkeit, bei Torpedobooten bis zu 32 Knoten, das heißt acht deutsche Meilen in der Stunde, verliert aber auch viel von dem besonders für ein Handels- schiff kostbaren Raum.

Bei der Schnelligkeit, mit der unsre modernen Schnell- dampfer den Ocean durchschneiden, ist es natürlich von äußerster Wichtigkeit, ihnen durch eine solche Konstruktion des Verbandes eine genügende Festigkeit zu geben. Bei der theoretischen Berechnung des Verbandes einer Anzahl alterer eiserner Schiffe fand man, daß die Festigkeit des Quer- verbandes bei allen genügt, der Längsverband dagegen fast überall zu wünschen übrig ließ. Man hat deshalb anfangs des früher angewendeten Eisens jetzt Stahl als Schiffbaumaterial eingeführt, und dieser hat sich so vor- züglich bewährt, daß er das Eisen vollständig verdrängt hat. Außerdem werden sämtliche großen Schiffe jetzt mit dem sogenannten Längspannenstift verbunden. Dieses System glebt zusammen mit dem Kiel dem Schiff eine bedeutende Festigkeit, welche durch Doppelungen der Außen- haut, durch die häufigeren Deck- und sogenannte Stringer- platten noch verstärkt wird.

Ich erwähne die einzelnen Verbandteile vorläufig an dieser Stelle nur und werde in einem späteren Abschnitt noch einmal näher darauf zurückkommen. Am geeignetsten kann ich den Lesern, die vielleicht eine Oceanreise unter- nehmen wollen, zur Veranschaulichung mitteilen, daß unsre deutsche Konstruktionsgesellschaft, der „Germanische Lloyd“, die die Festigkeit und Solidität unsrer Schiffe jetzt besugt, und unter deren hiezueller Aufsicht fast alle unsre neuen größeren Schiffe gebaut werden, so stark Verbande nachtreiben, daß dieselben sich selbst beim schwersten Wetter und Segeln nicht lösen werden.

Trotz dieser äußersten Festigkeit der einzelnen Verbände



Das „Albatros“ von der Insel Necker, während der Fahrt



Deck eines von den Schiffen der Insel Necker



Werk der Insel Necker



Einzelne von den Schiffen der Insel Necker



Die Mehrzahl der „großen Schiffe“ in der Bucht von San Francisco



Einzelne von den Schiffen der Insel Necker, während der Fahrt



Einzelne von den Schiffen



Die Insel Necker



Die Insel Necker



Die Insel Necker

Wie ein Schiff entleert. Originalzeichnungen von F. und D. Wähling.

soll bei einer guten Konstruktion doch mit dieser eine möglichst große Beschleunigung verbunden werden. Man ist deshalb zum Beispiel davon abgesehen, hölzerne Klaffen zu verwenden, und verwendet jetzt bei großen Schiffen ausschließlich hölzerne Klaffen von Stahlblech. Die erstere Gemischtemperatur ist ziemlich bedeutend. Ebenso werden Vor- und Hinterreifen jetzt nicht mehr massiv, sondern hohl aus Stahlblech hergestellt; selbst die Taxis (Stangenstange), in denen die Rente hängen, sind hohl, und schon durch diese Kleinigkeit werden 20 Tonnen, gleich 400 Zentner, bei einem großen Schiff an Gewicht gespart. Bei dem neuen Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd wurden die beiden Schraubenwellen nicht, wie bisher üblich, aus Stahlblech, sondern aus Risefstahl hergestellt, wodurch man allerdings an Gewicht sparie, dagegen den Bau bedeutend verfeuerte.

Wehr, als weiteres über die Festigkeit zu hören, wird es interessieren zu vernehmen, wie man die Sicherheit eines modernen Schiffes seinen älteren Schwestern gegenüber vergrößert hat. Erstmals hat man, um bei Kollisionen, die bei weitem die meisten Schiffsunfälle herbeiführen, und bei sonstigen Beschädigungen der Außenhaut zu verhindern, doch ein Schiff unterbrochen, das selbe durch viele wasserichte Längs- und Quermurde in eine Menge voneinander ganz unabhängige wasserdichte Abteilungen geteilt und ihn außerdem noch einen doppelten Boden gegeben, der wiederum in viele wasserichte Abteilungen zerfällt. Bei ungepanzerten Kriegsschiffen, die der Durchlöcherung durch feindliche Geschosse ausgesetzt sind, hat man oft über hundert solcher wasserichter Abteilungen, von denen jedes ein ganzes Schiff vollstücken können, bevor das Schiff sinkt. Die Räume können nämlich durch die Dampfmaschinen und Ventile-Entfernungsgänge in kurzer Zeit leer gepumpt, „geleert“ werden. Ein Hauptrohr führt durch viele Nebenrohre mit jeder einzelnen wasserichten Abtheilung in Verbindung und mündet in einen Sammelkasten im Maschinenraum, in dem die Kohlen aller an Bord befindlichen Dampfmaschinen zusammenlaufen. Wird nun die Außenhaut irgend einer Abtheilung beschädigt und dringt Wasser in dieselbe ein, so schließt sich die übrigen Seitenrohre durch selbstthätige Ventile, und der Sammelkasten und die beschädigte wasserichte Abtheilung können durch die Pumpen bald geleert werden. Bei Kriegsschiffen hat man außerdem die in diesem Abschnitt erwähnten, wie man die Außenhaut gegen feindliche Schiffe zu geben und die Unabsehbarkeit zu erhöhen, einen sogenannten Störbaum angewendet, der sich in einer Höhe von circa 2 Meter und einer Breite von circa 1 Meter in der Gegend der Wasserlinie innenwärts um das ganze Schiff hinzieht. Derselbe ist bedeutend leichter als Wasser und wird schon deshalb dazu beitragen, ein bewegliches Schiff über Wasser zu halten, außerdem hat er die Eigenschaft, wenn er rasch wird, zu quellen. Er wird deshalb bald den Schussballen verschluckt, eine Erscheinung, die man bei jedem noch so heftigen durchbohrten Raubschiff beobachtet kann.

Ein zweites großes Sicherheitsmoment ist den neueren Schiffen durch das Doppelschraubensystem gegeben. Bei den älteren Raddampfern, die einst den Ocean fruchteten, konnte man von Sicherheit wohl überhaupt nicht reden, denn bei der damals wackeligen Konstruktion des ganzen Schiffkörpers nahm eine übergehende See leicht einmal auf der einen Seite Rad und Raddasten hinweg, und das Schiff trieb als hilfloses Boot auf dem weiten Ocean, weil es die Steuerfähigkeit verloren hatte, wenn es nicht gar infolge Verlustes des Gleichgewichts kenterte. Aber auch die älteren Eindeckschiffe haben den Doppelschraubensystem gegenüber Nachteile. Denn bei bedeutenden Reparaturen der Maschine oder der Schraube müssen sie auf Vorratshaltung durch Dampf vertrieben und versenken, mit Hilfe der ihnen beigegebenen Segel einen Hafen zu erreichen, wo sie den Schaden reparieren können. Bei den hohen Decksaubauten, die viel Wind abhalten, und verhältnismäßig kleinen Segeln ist ihnen dies nicht immer möglich, und oft müssen sie Hunderttausende bezahlen, um sich von Bergungsdampfern einschnappen zu lassen. Diese Nachteile der Eindeckschiffe haben veranlaßt, daß die größeren Schiffe jetzt fast durchweg zwei Schrauben bekommen, die von zwei voneinander ganz unabhängigen Maschinen getrieben werden. Sollte eine Schraube durch irgend einen Unfall unbrauchbar werden, so können sie mit der andern allein, ohne an Geschwindigkeit bedeutend zu verlieren, ihr Ziel erreichen. Die Sicherheit eines modernen Doppelschraubenschiffes, der mit einer genügenden Anzahl von wasserichten Schotten und genügend starken Verbänden versehen ist, ist sehr bedeutend, und es müssen schon gewaltige Naturereignisse eintreten, wenn ein solches Schiff verloren gehen soll.

Einem großen Wert legt man auf die Stetigkeit. Darunter versteht man die Fähigkeit eines Schiffes, schweren Seezügen mit möglichst ruhigen und gleichmäßigen Bewegungen zu überwinden; man erreicht dies sowohl durch eine passende Eintheilung des Verhältnisses der Länge zur Breite und Tiefe als auch durch eine zweckmäßige Anordnung der schweren Gewichte eines Schiffes. Unsere modernen Ozeanreiser besitzen als Länge etwa das Sechsfache der Breite und als Tiefe die Hälfte der Breite. Wählte man die Breite und Tiefe zu klein, so würde das Schiff zu wenig Stabilität erhalten, es würde zu „tanz“

werden, das heißt Gefahr laufen, bei schwerem Wetter zu kentern. Würde dagegen ein Schiff durch große Breite und Tiefe zu viel Stabilität erhalten und zu „steif“ werden, so würde es sich von See und Wind auf die Seite geworfen, zu schnell und heftig wieder aufrichten, daß heißt stark „schlingern“. Aber auch die Bewegung in der Längsachse des Schiffes, die für viele Passagiere noch viel unheimlicher wird als das Schlingern, das sogenannte Stampfen, läßt sich bei einer richtigen Konstruktion bedeutend vermeiden. Es ist aus diesem Grunde nötig, daß die schweren Gewichte, Maschine, Kessel, Ladung, Kohlen in der Mitte ihren Platz finden und an den Enden, an Bug und Heck nur leichtere Gewichte angewendet werden. Auch das schon erwähnte Doppelschraubensystem soll einen guten Einfluß auf die Stampfbewegungen eines Schiffes ausüben.

Bei den solofalen Dimensionen eines modernen transatlantischen Dampfschiffes wäre wohl die Wohnlichkeit leicht zu erreichen, wenn nicht der größte Teil des verfügbaren Raumes durch Maschinen, Kessel- und Kohlenräume eingenommen würde. Eine moderne Schnelldampfermaschine hat eine Höhe von circa 13 Meter und eine Länge von circa 15 Meter, sie nimmt die ganze Breite eines Schiffes in Anspruch und reicht durch alle Decks mit Ausnahme des obersten. Die großen überirdischen Dampfmaschinen haben in der Regel sechs bis sieben Decks übereinander, das Sonnen-, Promenaden-, Deck-, Ober-, Haupt-, Unter- und Erstopfdeck. Von diesen sind Ober-, Haupt- und Unterdeck durchlaufende Decks, sie reichen vom Bug bis zum Heck. Von den übrigen sind Sonnen-, Promenaden- und Brückendeck etwa von der halben Länge des Schiffes in der Mitte angeordnet. Ueber dem Erstopfdeck liegen noch vorn das Poopdeck oder die Poop, hinten das Poopdeck oder die Poop. Unter dem Unterdeck liegt das Erstopfdeck, das zum Aufbewahren von Material, Proviant und so weiter dient, aber zur Unterbringung von Passagieren nicht mehr benutzt wird. Das untere oberste Deck ist das Unterdeck. Hier wohnen die Passagiere dritter Klasse, die Zwischenstecke, von denen ein großer Ozeandampfer über 2000 unterbringen kann. Während auf alten Schiffen das Unterdeck oft kaum so hoch war, daß ein erwachsener Mensch aufrecht stehen konnte und die Lieberläufer über den Ocean in dem düsternen und schlecht ventilirten Raum nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte, baut man jetzt die Schiffe so geräumig, daß auch das Unterdeck eine Höhe von 2 $\frac{1}{2}$ bis 2 $\frac{1}{2}$ Meter hat. Steigen wir eine Treppe hinauf, so kommen wir auf das Haupt- oder Zwischendeck. Bei allen neueren Schnelldampfern liegt in diesem das Hauptpassagierdeck des Schiffes, der Spielplatz erster Klasse, immer in dem von den Dampfen der Maschine verschonten Vorschiff. Auf den englischen Schnelldampfern „Lucania“ und „Gannania“ der Cunard Linie ist dieser Raum 34 Meter lang und 22 Meter breit, auf dem Kaiser Wilhelm der Große“ sogar 35 Meter lang bei derselben Breite. Der Salon erster Klasse des Kaiser Wilhelm der Große“ ist ein Kabinenraum des deutschen Königreiches. Er ist in italienischem Stylarrangement gehalten. Die Wände haben einen hellen Grundton mit leichter Vergoldung; in der Mitte der reichverzierten Decke öffnet sich ein Lichtloch von 40 Quadratmeter, der bis zum obersten Deck, dem Sonnendeck reicht und hier ein Oberlicht mit kunstvoller Glasmalerei trägt. In den Stützungen der Verkleidung sind Gemälde angebracht, die Szenen aus den Kaiserereignissen von alter Zeit bis zur Gegenwart darstellen. An diesen ersten Salons schließen sich nach vorn und hinten je zwei kleinere Gesellschaftssäle an, das Königin Luise-, Kaiserin Auguste-, Prinz- und Nichte-Zimmer. Vor diesen liegen Passagierkabinen, dann folgen nach vorn Räume für Passagiere dritter Klasse und ganz vorn für einen Teil der Mannschaft. Im Heck des Zwischendecks hinter dem großen Maschinenkasten liegen der Salon zweiter Klasse und einige Passagierkabinen zweiter Klasse.

Wenn wir wieder eine Treppe hinaufsteigen, gelangen wir auf das Oberdeck. Dies wird fast ganz von Kabinen eingenommen, nur im Heck befindet sich ein Hübsches und das Tamenzimmer zweiter Klasse, dann folgen nach vorn Kabinen für Passagiere erster Klasse; im Bug des Oberdeckes liegt das Logenlokal, und ganz vorn ist ein Teil der Mannschaft untergebracht. Das nächsthöhere Deck ist das Promenaden- oder oberste Deck. Auf diesem liegen die meisten Gesellschaftsräume, im Hinterstern der Rauchsalon zweiter Klasse, dann folgen nach vorn einige der teueren und trotzdem begehrtesten Passagierkabinen erster Klasse, Rauchsalon und Hübsches, einige sogenannte Verstellkabinen, bestehend aus Wohn-, Schlaf- und Badezimmer und ganz vorn das Wohnzimmer. Das Sonnendeck über dem Promenaden- oder obersten Deck ist für Passagiere nicht zugänglich, auf diesem halten sich nur die dienstherrschenden Offiziere und Mannschaften auf; hier liegt die geräumige und elegant angelegte Wohnung des Kapitäns und ein Raum für die Kabinen der Schiffsoffiziere und Köche, ferner ein Raucher- und ein Kartenhaus. An den Seiten des Sonnendeckes sind die Rettungsboote aufgestellt, beim Kaiser Wilhelm der Große“ 24 Stück; sie sind fertig mit Proviant, Wasser, Kompaß, Ruben und Segel ausgerüstet und können in Falle der Noth sofort ausgelegt werden. Ueber dem Sonnendeck liegt die große Kommandobrücke, auf der Telegraphen für die Maschine, Kompaß und der Dampfmaschinenapparat stehen. Von dem

Vorwärts und Rückwärts auf dem oberen Schnelldampfer kann sich ein Kase keinen Begriff machen. Alles, was zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Passagiere irgend erforderlich ist, ist vorhanden. Die neuen Schnelldampfer sind natürlich durchweg elektrisch erleuchtet, die Heizung ist Dampfheizung mit Dampf wieder sogar geleitet.

Es mag die Leser interessieren, wie sich die Besatzung eines modernen Ozeanreiser zusammensetzt. Auf dem Kaiser Wilhelm der Große“ sind circa 450 Mann und zwar: 1 Kapitän, 6 Offiziere, 2 Booteleute, 6 Steuerer, 3 Zimmerleute, 42 Matrosen, 1 Obermatrosen, 13 Matrosen, 12 Matrosen-Hilfsleute, 12 Schmirer und Jungen, 12 Oberbeizer, 170 Heizer, 1 Arzt, 1 Zahlmeister, 1 Zahlmeister-Hilfsleute, 1 Barbier, 1 Oberkoch, 8 Köche, 14 Dampfboiler und Päder, 2 Konditoren, 2 Schlichter, 2 Revisions-Helfer, 2 Oberrechner, 3 zweite Stenographen, 114 Köche, 12 Aufwächter, 8 Aufwächterinnen, 3 Klempner.

Martin Opitz.

Zu seinem dreihundertjährigen Geburtstag,

23. Dezember 1807.

von

L. Holtzbof.

Von der Schule her sind uns allen wohl aus dem Unterricht über unsere einheimische Literatur seit der Zeit der großen Kirchenspaltung zwei Namen im Gedächtnis haften geblieben, an die sich die Geschichte eines eigenartigen, weitreichenden und von den einheimischen Folgen begleiteten Kunststückes knüpft, obwohl die Erträge derselben geistig kaum eine besondere Höhe einnahmen und sich eher durch eine gewisse Reichtumsbeschränktheit als durch glänzende Dichtergabe auszeichneten: die des Kaiser Ferdinand II. 1625 in Wien ferlich zum Dichter gekörnten Martin Opitz und des in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Leipzig wohnenden Literaturprofessors Gottschalk. Beide Männer hatten in ihrem Leben in der That vieles miteinander gemein und teilten namentlich das Schicksal, daß sie, zur Zeit ihrer Wirksamkeit übermäßig geachtet, später um so heftiger angefeindet wurden, wozu sich nach und nach die ihnen wie für den andern lassen sich neben unläugbaren Schwächen unbestreitbare Verdienste geltend machen, und zwar Verdienste, deren Bekämpfung zu entscheidenden Wendungen in unserm literarischen Leben führte. Von beiden ist Opitz fraglos der Bedeutendere; Gottschalk kann nur als ein gewissermaßen jünger angesehen werden, im guten wie im schlechten Sinne, und hat in letzterer Hinsicht die Sünden seines Meisters äbel lächerlich gemittelt.

Opitz hat länger als ein Jahrhundert der Vater der Dichtkunst geheißen, und wenn diese Bezeichnung für unsern heutigen Standpunkt auch nicht zutrifft, konnte sie doch für die Literatur gelten, die ihn so nannte. Richtiger charakterisiert ihn Verwimm, wenn er für ihn das Verdienst in Anspruch nimmt, daß er die Poesie der Form, die Kunstübung in Deutschland konstituiert habe. Er that es, wie der gewöhnliche Forscher sagt, indem er auf Beweisen des Vertrauens ausging, Regeln aufstellte und den Versuch und Willkür zu reinen umging. Im Verlaufe des hundertjährigen Jahrhunderts war die alte, phantastische Volksdichtung nicht und allmählich geworden; die Dichtung, die einst an den Kirchhöfen und auf den Gassen Deutschlands eifrig gelehrt wurde, war in die Städte hinabgezogen, in das Bürgerhaus und in die Handwerkerstube, und man behandelte sie, wie es hier seit alters her Brauch war, recht und schlecht, gewerbel- und unwillkürlich. An die Stelle des Schwungs und der Phantasie war ehrbare Nüchternheit getreten, die jugendliche Form war abgeworfen, und der Aufschwung mußte alles machen, Land und Rittertum, wie eben hiesiger Art die Handwerker ihn zurechtzumachen vermochten. Das sechzehnte Jahrhundert brachte mit seiner trotzigen Kriegszeit vollends Entartung. Opitz war nicht der erste und nicht der einzige, der dagegen ankämpfte. Die heute so vielgeschmähten, weil in ihrem Leben so wenig erkannten „Sprachgesellschaften“ und vor allem die 1617 auf dem Schloße Dornstein gestiftete, fruchtbringende Gesellschaft hatten nicht nur bei den höheren Klassen in Deutschland den Sinn für Dichtkunst geweckt, sondern waren auch vielfach fördernd mit Unterstützung literarischer Unternehmungen vorgegangen. Opitz verstand es mit seiner geschickten und geschmeidigen Persönlichkeit und mit einer immerhin über die Grenzen des Gemüthlichen hinausgehenden Begabung, sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, zu der die ganze Zeit hinbräute: es galt, wieder Führung mit den geistigen Bestrebungen zu gewinnen, die in Deutschland durch die sich an die große Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts anknüpfenden Wirren gekommen waren, weshalb die Vorbilder für eine kunstgemäße Dichtung fast ausnahmslos vom Ausland geholt werden mußten. Opitz wurde bei keinem Vorgänge von einer Anzahl von Mitstreitenden unterstützt, doch ist es nicht richtig, ihn als Haupt einer Dichterschule und diese als eine solche zu bezeichnen, da es sich um

eine Vereinigung handelt, die weder streng geschlossen noch auf irgend einen landwirtschaftlichen Boden beschränkt war. Optiz selbst wurde mehr von dem Norden Deutschlands als von seinen Heimatländern aus, wie denn die Poësie des Verfassers und der Knaben, der er im Uegenfalle zu der Poësie der Phantase den Weg ebnete, gerade diesbezügliche ist, die dem Geiste der norddeutschen Bevölkerung mehr als jede andere entspricht. Daher ruhen ihm keine entzweifelnden Vorurtheile in Königsberg mit vollem Rechte zu, daß seiner Hand solcher Nachdruck gegeben sei, daß, wenn er kählage, das ganze Norberland sich erhebe und so mancher Geist ihm zu folgen sich bestimme.

Das Leben des Dichters war ein äußerst unruhiges und bewegtes, wie er ja selbst scherzend von sich sagte, er sei immer unterwegs, auch zu Hause. In Pommern als Sproß einer begüterten Familie geboren, erhielt er seine erste Bildung auf den gelehrten Schulen seines engeren Heimatlandes und besuchte dann, um die Rechte und die schönen Wissenschaften zu studieren, das Schönenhain zu Weuten in Niederhaveln und die Hochschulen zu Frankfurt an der Oder, Heidelberg, Straßburg und Jöhingen, woselbst letztere er wieder nach Heidelberg zurücksetzte. Schon während seiner Studienzeit trat er mit literarischen Arbeiten hervor, so in Weuten mit dem lateinisch geschriebenen Werkchen „Aristarchus“, in dem er sich der Richtung anblies, die auf die Einführung der deutschen Sprache statt der damals fast allgemein üblichen lateinischen in die Dichtung abzielte; er stellte darin sogar eine Forderung auf, die — man kann nur sagen: leider — allgemeine Nachfolge gefunden hat, die, dem Alexandriner als Musterers für die deutsche Dichtung zu betrachten. Bei seinem ersten Eintritt in das Leben betätigte er auch schon die Maxime, der er später unverwundlich treu geblieben ist: sich einerseits, wo er es nur immer konnte, zum Gönner und Beschützer aufzuwerfen und andererseits auf das eifrigste die Protection vornehmer und einflussreicher Persönlichkeiten nachzufuchen. In Weuten unterrichtete er den Sohn des Tobias Scultetus, in Heidelberg wurde er der Lehrer der Söhne des fürstlichen Geheimen Rates von Anspach, und von Frankfurt an der Oder wurde er schon bereits durch Vermittlung von Gesandtschaftsmitgliedern dem herzoglichen Hof zu Weignitz empfohlen. Es ist wohl zu viel behauptet, wenn man sagt, das Leben des Dichters habe nur aus einer einzigen Reihe von Aristokratie bestanden, doch liegt in dem Ausdruck immerhin mehr als ein Mordens Wahrheit. Bei dem Ausbruch der Kriegswirren flüchtete Optiz 1620 nach Holland. Später treffen wir ihn in Jütland, dann folgte er 1622 einem Rufe des Fürsten Gabriel Welfen nach Siebenbürgen an das neugegründete Opasnostum zu Weissenburg; 1623 finden wir ihn als fürstlichen Rat beim Herzog von Weignitz und Brieg, 1625 wird er in Wien zum Dichter getötet und wenige Jahre darauf als Martin Optiz von Hoberfeld in den Adelsstand erhoben. An Beschützern und Gönnern fehlte es dem Dichter auch in der Folge nie; treulich trug er auch niemals Bedenken, den Dienst derselben aufzuführen, wie 1628 den des Burggrafen Arnald von Dobna, Kammerpräsidenten zu Bresslau, des entschiedenen Gegners der Protestanten in Schlefien, der Deagonaden gegen die verarmteten, während der glaubenstreue Protestant Optiz Loblied um Loblied auf ihn anstimmte! Tragisch war das Ende des zu wandlungsfähigen Weltmannes und Dichters. Nachdem Optiz nach an einer Reihe von Ausschüßungen gewirkt, war er zuletzt einem Rufe des polnischen Königs nach Danzig gefolgt, wo er als bester Sekretär und Historiograph thätig war. Er fiel als ein Opfer der im Sommer des Jahres 1639 dort wüthenden Pest; als er am 17. August des genannten Jahres einem Bettler ein Kissen reichte, wurde er von der Seuche angefaßt und farb am dritten Tage darauf.

Martin Optiz darf sich nicht das Verdienst in Anspruch nehmen, daß er unsrer Literatur den Weg zur Entwicklung aus tiefem Verfall gewiesen und namentlich in nachhaltiger Weise das Interesse der Gebildeten unreser Boffes für sie mahrgewiesen hat. Seine dichterischen Schöpfungen sind, didaktischen und belehrenden Inhalts, enthalten des inneren Wertes, ihrem Urheber fehlte die mächtige Triebkraft der Phantase, er bleibt verhandlungsbedürftig auch da, wo er sich zu einer idealen Höhe erheben will, und verläßt überall, daß seine Abgabung eine nur auf das Außerweltliche, die Form, gerichtet ist. In dieser Hinsicht darf sie aber nicht unterschätzt werden. Optiz teilt im wesentlichen den Standpunkt der Sprachgeschichtlichen; sein Streben ist auf Korrektheit, auf die „Schicklichkeit“ und „Reinlichkeit“ der Sprache gerichtet, und er tritt vor allem als Bflegger der „reinen Art“ auf. Dabei bemerkt er sich aber, als einziger seiner Zeit, die deutsche Dichtersprache streng auf die Sprache der Väterlichen Bibelübersetzung zurückzuführen und sie in dieser fähig zu machen, sich in den von den fremden Literaturen und namentlich der italienischen und französischen entwickelten Formen zu bewegen. In diesem Zwecke bedarf es einer neuen Regelung der Prosodie, und der Dichter giebt dieselbe in dem zweiten Theile seines Verzeichnisses von der „deutschen Poësie“, in der er den folgenden Versen, bis auf die neueste Zeit geltend gebliebenen Satz aufstellte, daß die Betonung eine Silbe lang mache. Martin Optiz hat den erfolgreichen Versuch gemacht, die Poësie in ihrer Würde wiederherzustellen

und ihr eine eigne Kunstform zu geben. Die Licht- und die Schattenseiten seines Wirkens bezeichnet Goedeke treffend mit den Worten: „Der Fleiß, mit welchem er das für seine Zeitgenossen zugänglich zu machen suchte, was er in fremden Sprachen fand und durch Eigenes nicht aufzuwiegen vermochte, verdient noch jetzt Anerkennung, wenn wir leider diesen Bemühungen auch den unbehilglichen Entwicklungsgang zu verdanken haben, den unsre Litteratur seitdem genommen hat“.

Martin Optiz war übrigens nicht nur dichterisch, sondern auch wissenschaftlich thätig; während seines Aufenthaltes in Siebenbürgen schrieb er ein Werk über die dortigen Altertümer, dessen Manuscript nach seinem Tode verstreut wurde. Ebenso beschäftigte er sich in Danzig mit Studien über die forstlichen Altertümer. Um die Geschichte der älteren deutschen Litteratur erwarb er sich das große Verdienst, daß er das sogenannte Annolied, das heißt einen aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Lobgesang auf den heiligen Anno, herausgab und dadurch eines der wichtigsten Litteraturdenkmale seiner Zeit vor dem Untergange rettete, weil die Handschrift desselben verloren gegangen ist. Ferner war auch die Pflege seiner Zeitgenossen für Optiz nicht zu teilen, von denen selbst der geniale



Mart. Opitzus a Bohnstedta.

Heming und der sonst so fluge Vogau ihn direkt mit Homer, Pinbar und Virgil vergleichen, während andre ihn nur den „Pöberdichmann“ nannten und die Mägen mit dem Namen der „Opitzianer“ belegten, so müssen wir doch stets den vor drei Jahrhunderten geborenen schlesischen Dichter als einen der Besten hochhalten, die unsrer zweiten großen Litteratur-epöde die Bahn bereitet haben.

Neuestes von Büchermarkt.

Die englischen Romane haben eine Eigenart, die ihnen unüberdrossen und unüberdrosslich ihren Platz in der Weltlitteratur anweist. Möglich, daß sie zuweilen nicht nur lang, sondern auch ein wenig langatmig sind, daß Menschen und Dinge von Sonnenlang ihrer Poësie allzu golden und rosig beleuchtet werden, ihre Reinheit aber bleibt unantastbar, auch da, wo es sich um ein sogenanntes bedenkliches Thema handelt.

Die Uebersetzung des Romans „Der Mannsmann“ von Hall Gaine (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) umfaßt drei Bände, die jedoch bis zur letzten Seite das Interesse gepimpt und das Herz warm erhalten. Auf jeder Seite scheint ein Strahl zu ruhen, der zugleich vom Getöse der Wirklichkeit und von dem der Fiktion ausgeht. Und hüßte Vorurtheile werden mit einer Fastheit, einem Ernst, einer wahren Sittlichkeit behandelt, daß niemand Anstoß nehmen kann, dieses Buch auch der weiblichen erwachsenen Jugend in die Hand zu geben.

Der „Mannsmann“ ist ein Vennöchner von Man, der Entschlossen eines seiner höchsten Beamten, des „Deemster“, der, ein strenger Ehrenmann, an den Standesbegriffen und Vorurteilen der kleinen Aniel festhält und seinen ältesten Sohn entehrt und verlorst, weil er ein Mädchen aus dem Velle heiratet. Dieser Sohn lebt sehr unglücklich mit einer Frau ohne Bildungsfähigkeit, die ihn überall mißversteht und bearzwohnt, die ihn schwärmt und läßt, und deren er sich nicht erwehren kann, weil er das Unglück hat, sie trotz allem zu lieben. Auch er besitzt einen Anaben, Philipp, ein geistig und körperlich reich begabtes Kind, für

den er die höchsten, ehregehrigen Pläne schmiedet, der alles zurückgewinnen soll: das Stammtum Hallowhaine, die Deemsterwürde, die Stellung des angehenden, edelsten, größten aller Vennöhner von Man. Was man ihm dazu lehren, die Liebe zu fliehen? Nein! Aber er darf nur lieben, wo er achtet, und niemals außerhalb seiner eignen Sphäre. Der Vater will dem Anaben auf dem Sterbebette die traurige Geschichte seines Lebens erzählen, aber der Mut fehlt ihm, er drückt sie nur an und wird vom Lobe erüllt. Auch die Mutter, die nach und nach gekümmert ist bis zur Verwirrung, lebt nicht mehr lange genug, um die Zukunft des Sohnes zu erfahren. Die alte Tante Man, die seinen Vater mit einer schlichteren, heimlichen Jährlichkeit geliebt hat, kommt in das vereinigte Haus von Hallowhaine und erzöhlt den verworrenen Anaben. Dieser entwickelt sich wirklich zu einem außergewöhnlichen Menschen, der allen Ehrgeiz und alle Hoffnungen des toten Vaters zu erfüllen liebt. Aber auch er liest unter seinem Stände, Nähe Cregeen, die Witwenbater des Galtbaues zur „Mantelste“, die noch dazu mit seinem Jugendgespielen und natürlichen Vetter Pete verprochen ist. Pete sucht nach Schätzen in den Diamantgruben von Kimberley und will das Mädchen heiraten, sobald er reich genug ist, um heiraten zu können. Er ist eine Vöhtgestalt, an Lebenserfahrung ein Kind und an Güte ein beinahe übermenschtliches Wesen. Die schöne Käthe besitzt dagegen jede Art von Menschlichkeit, in sie ist sogar eine reizende Hofette, die Philipp mit voller Ansticht den Kopf verdröhrt. Als eines Tages die Nachricht kommt, daß Pete gefahren ist, giebt er allen Widerstand gegen ihren Zauber auf, und der Würfel fällt endgültig. Aber Pete ist nicht tot; unerwartet, glücklich in der Hoffnung auf die Geliebte, kehrt er eines Tages als wohlhabender Mann heim, und Philipp, in dem die Ehe und die Liebe einen schmerzlichen Kampf mit Ehrgeiz und Folgen Zukunftsplänen führen, tritt ihm die Geliebte ab, läßt ihn in dem Glauben, daß sein Kind das Kind Petes sei.

Am Beginn auf der Seite des Mannes wie der Frau der schiedliche, aufreißende Streiz zwischen Liebe und Wahrheit, zwischen Herz und Sinnen, zwischen Pflicht und Gewissen, bis eines Tages Pete alles begründet und sich benimmt, wie eben nur Pete sich benennen kann. Nachdem er mit der Auslieferung eines Feldens und eines Kärtzereis zu tragen, zu verhandeln, zu entschuldigen verstanden hat, räumt er das Feld, um es dem Glücke der andern frei zu lassen. Doch noch hat sich Philipps Seele von Schladern der Welt nicht befreit. Er steht auf seiner Heimatinsel in höchsten Ehren. Deemster ist er bereits, und man ist im Begriff, ihn zum Gouverneur zu ernennen. Alle diese Herrlichkeiten aber bricht zusammen, wenn er die zu seinem Weibe macht, die sich heimlich längt wieder an sein Herz geföhlet hat, und die nach menschlichen Begriffen, trotz ihrer Schönheit, ihrer Anlagen, ihrer durch Leid zur eben diese geläuterten Leidenschaft, auf ewig eine Unverehelichte bleiben muß. Da leitet Pete, der alle Phasen des Jörnes, der Verzweiflung und der Rachgelfühe flehrich durchgemacht hat, noch einmal zurück, bringt dem liebsten Freunde seiner Jugend das Kind, das nach dem Geleite ihm zugehört, segnet die Frau, die Philipp zu seinem Weibe machen soll, und läßt ihm mit schlüssigen und rührenden Worten, wo groß er von ihm denkt, so groß, daß der Deemster und künftige Gouverneur innerlich zusammenbricht. In dieser Scene von wunderbarer dramatischer Kraft bekunnt er ein Ende vor der verarmelten Aniel, daß sein Leben und seine Tugenden bisher nur Lüge gewesen seien. Er weist das hohe Amt zurück, mit dem man ihn jochen flehrlich beehren will, und kehret aus der Gefängniszelle, in der Käthe wegen eines mißgünstigen Selbstmordversuches gehalten wird, Hand in Hand mit der gestallenen Frau einer neuen Zukunft entgegen“.

Hall Gaine schildert Menschen, vielleicht nicht, wie sie an jeder Straßenecke zu finden sind, aber ganz sicher Menschen, wie sie sein sollen. Er giebt nicht nur die Spannung, die der Durchschnittslefer verlangt, sondern auch den Duft einer seltenen Poësie, das Licht eines goldenen Eumares.

„Der Mannsmann“ ist das Werk eines echten Dichters. „Das gleiche Lob verdient „Aus See und Sand“ von Wilhelm Jensen (Leipzig, Carl Meißner). Da ist kein Schmutz, kein Juvial, sondern wieder der alte Jensen, der einst keine große Gemeinde hatte und sie verdiente. In seinen neuen Romane draunt die Wädler, der Sturm heult, und im Dünenlande blüht lieblich die Strandnolle, Arktiswolle und zartbesäetete, leichenhöhlliche und halt berechnende Menschen tragen einer des andern Wäde und knüpfen einen Schicksalsstrang, der in der romantischen Liebesgeschichte der schönen Gajoma und Reinoldi Alfstedens, ihres erst im letzten Augenblicke erkannten Vatters, zur tragischen Lösung drängt. Jenseits Gestalten verahren mit ihren Stirnen immer die Wolken, aber sie stehen, hier wenigstens, auch auf vollkommen festen Füßen, und der „große Ton“, den der Autor für seine Geschichte findet, wird ihm von keiner auch noch so sehr abweichenden literarischen Richtung zum Vorwurf gemacht werden können.

Wärm bis ins Innerste wird es einem bei der Lectüre eines tadellos ins Deutsche übertragenen bändigen Romans „Bildmormprinz“ von Sophus Banditz (Leipzig, Fr. A. Gornow). Der Titel redhet sich allerdings nicht ganz. Die Wädmormprinz ist zwar eine ganz reizende,



— Aus Zeit und Leben. —

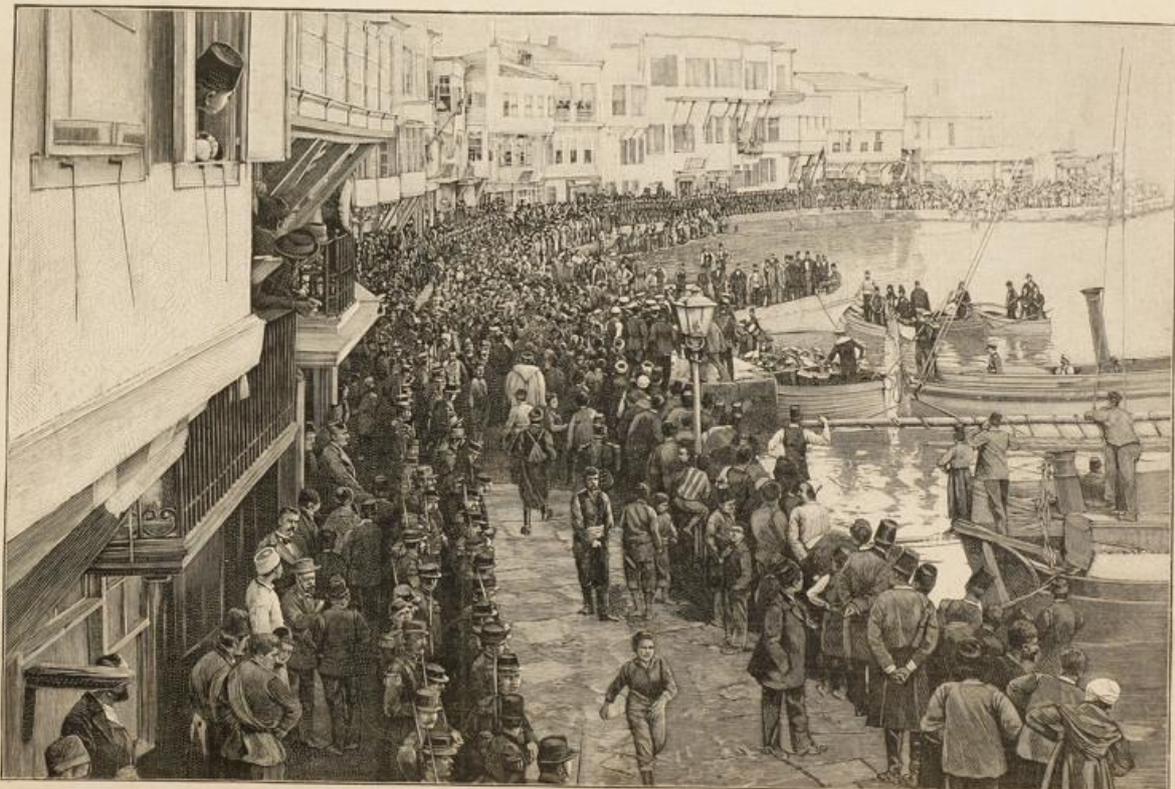
Elfenbein-Karawane
in Sansibar.

In den wichtigsten Ausfuhrartikeln aus Afrika gehört das Elfenbein, und es ist namentlich Sansibar der hauptsächlichste Stapel- und Verschiffungsplatz für diese Ausfuhrware. Das von hier zur Verladung kommende Material wird zu dem sogenannten weichen Elfenbein gegährt, in der Handelsprache auch totes Elfenbein oder Milchbein genannt, im Gegensatz zu dem harten (lebenden, durchsichtigen Glasbein). Nach Sansibar kommen als afrikanische Handelsplätze für Elfenbein Mozambik und Kilimane, Port Natal und Kapstadt in Betracht, welche Häfen nur weiches Elfenbein liefern. Die größte Sendung Elfenbein, die bis jetzt von Sansibar verschickt worden ist, findet sich in unserm Bilde wiedergegeben. Sie wurde



Elfenbein-Karawane in Sansibar.

durch das Segelschiff „Madeira“ nach Aden geführt, um von dort nach New York befördert zu werden. Es waren im ganzen 355 prächtige Stochzähne im Gewicht von 22307 Pfund (englisch), im Werte auf nicht weniger als 13300 Pfund Sterling (266000 Mark) geschätzt. Die Firma, die sich diese kostbare Sendung sicherte, war die von Arnold, Cheney & Co. in New York. Diese große Firma dürfte wohl das bedeutendste Haus sein, das den Großhandel in Elfenbein betreibt. Ihre Vertreter sind die beiden Welschen, die man auf unserm Bilde zu oberst auf dem aufgeschichteten wertvollen Materiale gewahrt. Die interessante Photographie verdanken wir nebst den mitgetheilten Notizen der Liebenswürdigkeit der Firma Landsberger, Humble & Co., Elfenbeinhändler in London.



Einschiffung des deutschen Besatzungscorps von Kanea auf S. M. Schiff „Kaiserin Augusta“. (Text siehe Seite 216.)

1898 (No. 79).

Jährlich 52 Nummern — M. 14.—

Hierzu die Beilage: „Weber Land und Meer“-Postkarten (Junijahr 1898), II. Serie. Künstler-Postkarten Nr. 9-16.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 6.

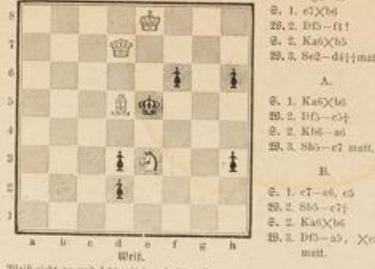
Partie Partie sind füglich in Berlin ausgedruckten Blattchen, Gehalt am 10. November 1897. (Januar 1898) aus dem Kampf mit 4 ge...

Spanische Partie.

Table with chess moves in algebraic notation, including pieces like König, Dame, Bauer, etc.

- 1) Hier wird auch 27-28 nicht L8-7 empfohlen.
2) Ein von 28 bis in die Ferne eingetragener Zug.
3) Bistri führt für seine Springer bester Helfer...

Aufgabe 7. Von S. Kock in Schmalitz. (Avektor?)



Wieß zieht an und soll mit dem dritten Zuge matt.

Preifflige Charade.

Ein's Drei wird umarmt vom Meer,
Eigentlich löst der Fremden Meer,
Zwei's Drei ist im besten Band...

A.
1. Kaxxb6
2. Df5-e4
3. Kf6-g6
4. Sg5-e7 matt.

Notizblätter. Gedrukt.

Mit der Herausgabe des 'Wunderlichen' aus Büchhandlung 'Kette von Palmen', komponiert von dem unglücklichen Pianisten Emil Weeber...

Schachbriefwechsel.

A. und B. in Bernabara. Der berühmte Altoner in Nr. 37 erweist sich doch als naturreich...

Homonym.

Es kann was von reizen und bleichen,
Was lücheln, bebenden Hände
Willkommen, erkönnen ersehen...

Ueber Land und Meer-Photographien für 'Ueber Land und Meer'-Abonnenten. Um zeitraubende Korrespondenzen zu vermeiden...

Dis heute wurden bestellt von 2212 Einsendern 3567 Duzend 42804 Stück. in Summa Deutsche Verlags-Anstalt.

Henkell & Co. Trocken. HENKELL SEKT. Henkell & Co. Mainz.

Grieder's Seidenstoffe. Aeltste Deutsche Neusilberwaren-Fabrik. BERLIN S.W. 68. HENNINGER & Co.

Eucasin. Brennabor Räder. Alte Violinen, Violas und Cellos. Gebr. Reichstein Brandenburg a. H.

Illustrierte Romanen... W. Hagedorn, Berlin SW., alle Jacobstr. 5.

Charakteranalyse... PATENTE... Richard Luders... Hofel u. Saarweine...